

DIE FACKEL

Nr. 378/379/380

16. JULI 1913

XV. JAHR

Der Bilanz is schuld

Selbst in Österreich, wo doch wirklich alles wurscht ist, mußte man merken, daß es mit einer Einrichtung nicht so weiter geht: mit den Geschwornen. Mag man sich damit abfinden, daß alles, was in diesem Staate geschieht, letzten Endes auf Verwirrung, Teuerung, Umstände, Anstände, Ramasuri, Pal-lawatsch und Pahöhl abzielt, in diesem einen Punkte mußte auch der Blinde erkennen, daß man, um nicht vorwärtszukommen, keinen Umweg zu machen braucht. Wenn die Justiz sich selbst ernst nimmt — wir tuns ja nicht —, so hat sie sich unbegreiflich lange von einer fixen Idee des Liberalismus die Teilung der Gewalt mit jenen aufoktroieren lassen, in denen die Richter mit Recht ihre Viktualienhändler und Fleischhacker erkennen müßten. Die Zumutung, daß diesen die Kunden in ihren Betrieb hineinpfuschen sollten, würde von ihnen mit Entrüstung zurückgewiesen werden. Das Essen ist schließlich auch eine Angelegenheit, die alle angeht, aber die Sitte, daß die Esser in die Restaurantküchen eindringen und den Köchen zeigen, wie's gemacht werden muß, weil sie »ein gesundes Empfinden« dafür haben, ist selbst in Wien unbekannt; man muß sich, mag auch die Eierspeis manchmal zu hart ausfallen, auf die Köche verlassen. Die haben es gelernt, und was sollen sie auf der Welt, wenn man sie nicht einmal kochen läßt? Weil das Essen jeden angeht, sollte das Kochen kein Fach mehr sein? Was soll eine Justiz, die nichts dagegen hat, sich im Bedarfsfall vom Laienurteil regulieren zu lassen? Die zugibt, daß sie den gesunden Menschenverstand als Ergänzung braucht? Oder die, anstatt für die Änderung eines schlechten Gesetzes zu sorgen, es jeweils von Unberufenen aufheben läßt? Endlich scheint ihr doch zu dumm zu werden, und im Herrenhaus sind kürzlich einige nicht mehr abzuweisende Richtigkeiten über den Wert einer Institution gesagt worden, die als liberale Wahngelburt länger gelebt hat, als Gespenstern von rechtswegen erlaubt ist.

Die Debatte war beiweitem nicht eindringlich genug, aber es reichte hin, um eine Presse, die selber dem freiheitlichen Aberglauben ihre Existenz verdankt, in Wut oder wie sie meint, in Harnisch zu bringen. Der Strafrechtsprofessor Lammasch, der mit Recht auf die durch die Volksjustiz gewährleistete Freiheit der Schmutzliteratur hinwies und auch die geringe Zahl der Beleidigungsprozesse auf die Furcht des Klägers vor der Jury schob, wurde gefragt, ob er denn von den »massenhaften Verurteilungen wegen Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge, die doch immer Verfolgungen wegen Ehrenbeleidigung sind«, nichts wisse. Eine radikale Publizistik, die selbst in den meisten Fällen die Verantwortung für Ehrenbeleidigung ablehnt, die Vernachlässigung der Obsorge auf sich nimmt und also für den eigenen Wirkungskreis die Geschwornenjudikatur aufgehoben hat, mag sich freilich dafür einsetzen, daß diese sonst bestehen bleibt. Aber weiß sie nicht selbst, warum sie so oft in die Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge flüchtet? Warum sie die Sicherheit der geringen Strafe beim Bezirksgericht der ge-

ringen Sicherheit der Volksjustiz vorzieht? Sie hätte dem Strafrechtsprofessor antworten müssen, daß der Kläger nur dann die Jury zu fürchten hat, wenn er ein ethisches Interesse schützen möchte, und daß der Angeklagte, der sich in diesem Rechtszustand nicht sicherer fühlt, nur dann auf die Jury hoffen kann, wenn er ein geschäftliches Interesse für seinen Angriff nachzuweisen vermag. Die freiheitliche Presse lügt, wenn sie verschweigt, daß keine ideale Absicht — des Angreifers oder des Beleidigten — Verständnis beim gesunden Menschenverstand findet, aber jede materielle Rücksicht — beim Beleidigten oder beim Angreifer — als ein berechtigtes Interesse geachtet wird. Freilich steht die Volksjustiz damit auf keinem tieferen Niveau als das höchste reichsdeutsche Gericht, das etwa aussprechen könnte, ein Schriftsteller, der im öffentlichen Interesse die Schädlinge eines bestimmten Berufs mit Beweisen verfolgt, sei als Geschäftsstörer, als einer, der sich in Dinge mischt, die ihn nichts angehen, der Beleidigung schuldig, und ein Vertreter der Branche selbst, der aus Rache oder Neid dem Konkurrenten fälschlich unehrenhafte Dinge nachsagt, handle unter Wahrung berechtigter Interessen. Aber dieser in der deutschen Justiz vorübergehend grassierende Wahnsinn kann eine Auffassung nicht genießbar machen, deren volkstümlicher Reiz die Richtlinie der Geschwornenjudikatur für alle Zeiten bestimmt. Man kann sicher sein, daß die Beteuerung des korrupten Klägers, der Mann störe ihm das Geschäft, auf die zwölf Geschäftsleute, deren jedem ja dasselbe passieren könnte, wie eine Rechtsbelehrung wirkt und weit besser als die des Vorsitzenden. Und so gut wie die Beteuerung des korrupten Angeklagten, er habe nicht aus Überzeugung, sondern aus Gewinnsucht beleidigt, denn er sei Familienvater. Die »Frische und Ursprünglichkeit des Laienurteils« bewährt sich nie glücklicher, als wenn sie zwischen Ehre und Geld, zwischen Gesinnung und Wirtschaft zu unterscheiden hat.

Die Lebensfremdheit der gelernten Richter mag zu jenen Rechtsgütern gehören, die zu schützen man dem Staat verbieten soll. Aber es ist doch grotesk, daß die Rauchfangkehrermeister den Anspruch erheben, dem wahren Leben näher zu stehen. Im Handelsgericht wird die fachliche Erfahrung der intelligenteren Berufsträger zur Mitwirkung am Urteil zugelassen. Im Strafgericht, wo man folgerichtig Lebemänner und Psychologen be sitzen lassen müßte, versteht es sich von selbst, daß die Gewürzkrämer sich ein Urteil über alle Materialien des Lebens bilden und es dem Juristen vorschreiben, dessen Rückständigkeit eben noch imstande sein soll, das Strafausmaß zu bestimmen. Den Ausweg, daß man, wenn schon die Lebenskenner zur Aushilfe gebraucht werden, wenigstens die Kompetenzen vertausche, würden sie ablehnen, denn die Hilf— und Wehrlosigkeit, in der sich heute der Vorsitzende einer Schwurgerichtsverhandlung befindet, ist tief unter der Würde jener Autorität, die heute das Verdikt fällt und jeden, der es kaum zum Mitglied eines Kegelklubs gebracht hat, zum Obmann eines Richterkollegiums erheben kann. In die Seelen einzudringen, in die der Zugang auch Juristen und Medizinern erschwert ist, läßt sich kein Unbefugter nehmen, und er ist überzeugt, daß es ihm eben deshalb gelingen muß, weil er es noch nicht versucht hat und weil es bekanntlich frisch von der Pudel weg am leichtesten geht. Welch drolligen Ausdruck diese Überzeugung finden kann, zeigen die zahlreichen Zuschriften, die jetzt die Presse von jenen Firmen erhält, die sich nicht nur als Inserenten, sondern auch, weil sie einmal Geschworne waren, zeitlebens als Zubehör der Justiz fühlen. Erfreulicherweise wird vor allem zugegeben, daß die Geschwornen »bei Delikten, die aus Gewinnsucht begangen werden, unerbittlich schuldig sprechen.« Aber sie sprechen nur schuldig, wenn aus Gewinnsucht gestohlen, nicht beleidigt wird. Denn sie schützen hier mit dem Freispruch wie

dort mit dem Schuldspruch das Rechtsgut des Vermögens, und die strengste Verlässlichkeit, die ihren Urteilspruch von persönlichem Vorteil unabhängig macht, wird sie nicht vor einer allgemeinen Befangenheit in materiellen Fragen schützen. Wie könnte es anders sein? Wie sollten sie, was jeden Tag ihres Lebens ausfüllt, für einen Monat verleugnen? Könnten sie's, sie hätten ihren Beruf verfehlt und man müßte ihrer Wirtschaft, ihrer Ware mißtrauen. Sie werden nicht zögern, den diebischen Kommis zu verurteilen. Aber sie sind auch stolz darauf, »bei Verbrechen aus Leidenschaft oder aus Not freizusprechen«. Weil sie eben den bekannten Blick für das Leben haben. »Wir drängen in die Seele des Angeklagten ein und prüften uns lange, ob wir ihn zu den Deklassierten werfen sollten, oder ihm die Möglichkeit geben sollten, ein neues, glückliches Leben anzufangen«, versichert einer, der ja wirklich fähig sein kann, über pekuniäre Erwägungen emporzudringen. Aber noch der bornierte Fachkriminalist, der einem jungen Burschen für den Raub von ein paar Kreuzern lebenslänglichen Kerker gab, steht sittlich über den Geschwornen von Leitmeritz, die einen jungen Burschen freisprachen, weil er eine Prostituierte für den Verlust von vier Kronen massakriert hatte. Diese Geschwornen haben für ein Verbrechen aus Leidenschaft Verständnis gehabt und es als gerechte Strafe für ein Verbrechen aus Gewinnsucht belohnt. Welche Frische und Ursprünglichkeit des Laienurteils! Sie geht nie fehl, wenn sie über alle Härten der Kriminalität hinaus die Sittlichkeit schützen und alles Gesetz ihrem Haß gegen die Sexualität fügsam machen kann. Denn die unersättliche Demokratie begnügt sich nicht mit den Satzungen, die ihr elender Instinkt ihrer feigen Bildung diktiert hat, sie möchte sie noch jeweils auflösen, um dem erhöhten Stand der Kulturlosigkeit besser gerecht zu werden. Bildung ist dazu da, die engstirnige Sehnsucht zu kodifizieren. Eine Volksjustiz, von der sich die Lynchjustiz durch eine gewisse Regelmäßigkeit unterscheidet, möchte das »gesunde ursprüngliche Empfinden« wiederherstellen, von dem doch reichlich viel in den Text geflossen ist. Sie möchte den Haß gegen Natur und Persönlichkeit überbieten und jenen Trieben freien Lauf lassen, deren Niederschrift sich die Bildung widersetzt hat: Sentimentalität der Gewinnsucht, Gewalttätigkeit der Schwäche. Hat die Welt einen Fall wie den von Leitmeritz erlebt, wo die Ermordung einer Prostituierten als Abschluß ihres »Vorlebens« und dieses als Strafausschließungsgrund für den Mörder gewürdigt, wo selbst die »Übertretung des Waffenpatents« für solchen Fall anerkannt wurde: dann müßte man meinen, daß die Bildung, die die Gesetze gemacht hat, sich nicht mehr danach sehnt, sie vom gesunden Laiengefühl anwenden zu lassen. Aber die Hoffnung wäre verfehlt, denn diese Bildung hat immer auch die Freiheit, die sie meint, zu wahren. Müßte die Demokratie nach der Tat, die eine erwählte Bierbank vor ihren Augen vollbracht hat, in Reue vergehen, so trinkt sie sich wieder einen Phrasenrausch an und vergißt, anstatt zu verzweifeln.

Die im luftleeren Raum erdachte Volksjustiz wird dann mit jenen geistigen Mitteln verteidigt, aus denen ihre Idee geboren wurde. Verteidiger übernehmen die Verteidigung und suchen uns glauben zu machen, die Diener des Staates seien lebensfremder als seine Bürger. Der »Wahrspruch der Geschwornen« ist dann »die Brücke zwischen dem gesetzten Recht und dem tausendgestaltigen Leben«, während — man denke — »der grüne Tisch gleich einer Kluft zwischen dem Richter und dem Volke, das die Angeklagten liefert, klafft«. Im Vorstellungskreis dieser Leute lebt der Staat als der Feind, er allein als der Feind aller, und die Geschwornen seien berufene Richter, weil sie »gegenüber dem Staate vollständig unabhängig« sind. Darum seien sie geeignet, »in politischen und Preßangelegenheiten zu urteilen«. »Ehrenwerte Richter«, meint ein Anwalt, dessen Scharfsinn die Meinung nicht revidiert hat,

»sind ja froh, wenn man ihnen diese Angelegenheiten abnimmt, damit sie in keinen Pflichtenkonflikt kommen, in einen Pflichtenkonflikt zwischen ihrer Stellung und dem Rechte«. Geschworne werden gegen den Vorwurf einer grundsätzlichen Befangenheit wegen Unbildung, Politik und Erwerb verteidigt. Berufsrichtern aber wird gleichmütig nachgesagt, daß sie einem Pflichtenkonflikt zwischen Gesetz und Interesse ausgeliefert sind, daß sie den Gehorsam als ebenso zwingende Pflicht fühlen wie die Gerechtigkeit, und, ohne daß eine Ehrenhaftigkeit, die solchen Konflikt nicht kennt, auch nur angenommen wird, wird sie eben noch dort anerkannt, wo sie ihm ausweicht und ein Amt, dem sie nie gewachsen ist, von vorneherein ablehnt. Man hat freilich noch nicht gehört, daß die Untauglichkeit von Generalen zu dem Vorschlag geführt hat, ihre Posten im Ernstfall mit Geschwornen zu besetzen. Aber alle diese Gedankengänge sind von der Furcht eröffnet, daß ohne Geschworne jener seichteste Radikalismus, der sich ausschließlich an der Regierung vergreift, Gefahr laufen könnte. Eine rabbinische Aufregung meldet sich zum Wort, wenn man ihr an »die Errungenschaften« rührt und eine ihrer Begriffshülsen kassieren möchte. Die Phrase, die stark genug war, ein unnützes Ding zu erschaffen, ist auch stark genug, es zu retten. In Österreich wird der Staat noch lange die Gefahr sein, ehe man erkennen wird, daß er in Gefahr ist, aber auch dann wird man noch überzeugt sein, daß die Geschwornen »unabhängig« sind. Man würde sich höchstens einer Reform fügen, die die Greißler durch Verwaltungsräte ersetzt, weil man sich von ihnen — bei gleicher Unabhängigkeit vom Staat — ein feineres Verständnis für die standesgemäßen Delikte erhofft. Aber die Lebenskenntnis des Kleingewerbes versöhnt wenigstens durch eine natürliche Ranküne, die die großen Diebe hängt, und wenn ein Greißler richtet, so ist es immerhin die Volkesstimme, die wir mit allen ihren Nebengeräuschen schließlich als etwas Unabwendbares hinnehmen. Die Grammophonplage mit allen Platten einer eingelegten Intelligenz wäre ärger. Indes, selbst wenn diese Verbesserung der Volksjustiz ein Ideal bleiben müßte, wenn die Abhängigkeit der Geschwornen von der Presse nicht zu sichern wäre, ihre Unabhängigkeit vom Staat ist schon heute ein so sichtbarer Vorteil, daß man mit dem zufrieden ist, was man hat, und ein Mehr Luxus wäre. Und das alles wird gegen einen Staat gesagt, wo alles von allem eher abhängig ist als vom Staat, in einem Staat, wo jeder Klafter seine Nation und jeder Nachbar seine Individualität hat. Das wird von Geschwornen gesagt, bei deren Auslosung sich der Verteidiger zu allererst dafür interessiert, ob einer Jud oder Christ, Antisemit oder Freimaurer, Tscheche oder Deutscher, Deutschnationaler oder Alldeutscher, Hausherr oder Hausmeister, Cafétier oder Stammgast, Hammer oder Amboß ist. Hier, wo jeder an tausend Beziehungen hängt, wo leben und leben lassen einen Schlachtruf bedeutet, wo jene demokratische Einheit der Abwehr gegen den Geist und der Neigung zum Erwerb, die in jedem Staate die Volksjustiz bedenklich macht, noch in ebenso viele Rücksichten splittert, als es Parteien, Vereine und Melangen gibt — spricht einer das Wort: »Ich bekenne mich als glühenden Verehrer der Geschwornengerichte.« Wohin eine Leidenschaft, die sonst nur zu einem Dichter oder zu einer Geliebten den Besessenen fortreißt, unter dem Druck der liberalen Redensart gelangen kann! Aber gelernte Richter, die nicht so heiß begehrt werden, haben bei allen Vorwürfen, die ihrer anmutlosen Schablone gemacht werden, einen Vorzug und ein Recht auf Entschädigung. Man mag sie entlassen, wenn sie aufhören etwas zu taugen; man mag sie davonjagen, wenn sie den von liberalen Schwätzern berufenen »Buchstaben des Gesetzes« sinnlos befolgen; man mag die richterliche Unabsetzbarkeit antasten, um die Richter unabhängig zu machen. Sie sind es eher als die Geschwornen, weil

die Abhängigkeit vom Staat noch immer die freieste unter allen Abhängigkeiten ist. Und sie haben endlich ein Recht darauf, das, was sie gelernt haben, ohne die Mitwirkung derer, die es nicht gelernt haben, auszuüben und den »Wahrspruch« nicht aus dem Munde dessen zu empfangen, der den Blick fürs Leben und eine Pfadlerei hat.

Über den Buchstaben des Gesetzes, der Schwarmgeister irritiert, sollen sich nur jene hinwegsetzen dürfen, die ihn lesen können. Ein Redner im Herrenhaus hat die Geschwornen juristische Analphabeten genannt und sie haben es als Beleidigung aufgefaßt. Jeder Fachmann, der bekanntlich schon im eigenen Fach ein Esel sein soll, ist aber im fremden Fach ein Analphabet und wenn er das als den Vorwurf versteht, daß er überhaupt ein Analphabet sei, so ist er es. Auch dies ist durchaus nichts Unehrenhaftes. Es ist sogar etwas Sittliches neben einer ausgeliehenen Bildung, die den Geschwornen mit der Ermutigung beispringt, »sich nur ehrlich als Teil des Ganzen zu fühlen«: dann dürfe sich ihr Freispruch, »wenn er den gelehrten Richter noch so entsetzt, auf das kluge Rechtsspruchwort der Römer stützen *Volenti non fit injuria.*« Wenn die Kleingewerbetreibenden das Gesetz nicht besser anwenden, als die Leitartikler dieses Zitat, dann kann man es am beste anwenden auf einen Staat, der sich alles gefallen läßt und dem darum kein Unrecht geschieht. Ein Analphabet, der statt der Unterschrift drei Kreuze macht, ist besser als ein Freigeist, der anonym bleibt. Ein Salzburger Bauer steht kulturell berghoch über einem Wiener Volkswirt. Ich würde aber doch glauben, daß es nicht nötig ist, Salzburger Bauern vom Pflug zu holen, auf daß sie einen Betrüger freisprechen und auf die Frage eines Gerichtsfunktionärs, warum sie denn das eigentlich getan hätten, antworten können: »Was wollts ös? Der hat ja nix angestellt, der Statsanwalt hat ja selber gsagt: der Bilanz is schuld, de Bilanz müßt her!« Ich finde das nicht unsympathisch, ziehe den Sprecher jenem Staatsanwalt, der den Bilanz berufen hat, bei weitem vor, aber ich bin nicht dafür, daß der Staat seine Steuerzahler mißbraucht und sie von den Plätzen, wo sie ihren Nutzen finden, an solche lockt, wo sie Schaden stiften. Das 'Extrablatt', jenes Organ, welches durch seine blutigen Darstellungen die Mörder anregt, die später von den Geschworne freigesprochen werden, bringt eine Beschwerde, die ja auch nicht unsympathisch ist:

Ob die Geschwornengerichte ein Lotteriespiel sind oder ob dieselben was oder nichts taugen, entzieht sich meiner Beurteilung und gehört auch nicht hierher. Da ich aber wiederholt selbst die Pflichten eines Geschwornen ausüben mußte, sage ich dem 'Extrablatt' für die Bemerkungen über den Grafen Pininski ganz ergebensten Dank. Freilich sind *wir Geschäftsleute* zumeist einfache, schlichte Leute, aber *um Recht von Unrecht unterscheiden zu können, dazu brauchen wir keine juristische Bildung.*

Wir haben *den Ernst des Lebens schon in frühester Jugend kennengelernt* und *gar heute bei den schweren Zeiten* haben wir alle *schwer zu kämpfen, um allen Anforderungen, die an uns gestellt werden, nachkommen zu können.* Mithin hat es der Herr Graf gar nicht notwendig, uns so von oben herab zu behandeln. Natürlich scheint Herr Graf Pininski auch gar keine Idee zu haben, welche *hohe Intelligenz* dazu gehört, um als Geschäftsmann *sein anständiges Fortkommen* zu finden.

Indem ich Sie gütigst bitte, diese meine Meinung in Ihrem Blatte zum Ausdrucke zu bringen, bin ich mit besten Empfehlungen Ihr ergebener ...

Ich sage: die Anforderungen, die an uns gestellt werden, bestehen einfach darin, daß wir ordentliche Ware zu liefern haben; ob nun der Graf Pininski ins Geschäft kommt oder ein anderer. Wenn hohe Intelligenz dazu gehört, um als Geschäftsmann sein anständiges Fortkommen zu finden, so wird einer nicht so dumm sein, Betrügereien zu begehen. Recht oder Unrecht muß jeder unterscheiden können, weil er sonst auf die Anklagebank kommt. Aber daß er, wenn er es kann, deshalb auf die Geschwornenbank kommt, ist ein Unrecht. Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe, reicht aber nicht aus, das Urteil zu fällen. Und bei den schweren Zeiten ist es ein doppelt schweres Unrecht, Leuten, die schwer zu kämpfen haben, das Richten leicht zu machen. Und es ist gewissenlos, sie durch einen vollen Monat, wo oft der Bilanz her muß, aufzuhalten, den Angeklagten seinem ordentlichen Richter, die Richter — die es sind, damit sie es nicht sind, und die es nicht sind, damit sie es sind — ihrem ordentlichen Berufe zu entziehen und nachträglich noch zu behaupten, einer sei deshalb berufen statt des andern den »Wahrspruch« zu fällen, weil er keinen Talar trägt, ihn aber genäht hat.

Glossen

DIE SEUCHE BIN ICH

Der Oberste Gerichtshof hat wieder einmal den Zeugniszwang gegen Redakteure gutgeheißen, und diese protestieren wieder. Man sollte ihnen nachgeben und auf die Nennung des Verfassers eines inkriminierten Artikels verzichten, wenn sie sich dafür zum Verzicht auf die Anonymität zwingen lassen. Man sollte aber auch auf die Nennung des sogenannten »Gewährsmanns« verzichten, wenn der verantwortliche Redakteur dafür auf die Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge verzichtet und sich verpflichtet, jeden Artikel zu lesen oder für jeden die Verantwortung zu übernehmen. Aus dem vielerlei Geschwätz ist mir ein einziges hervorzuheben, jenes, das der Humorist der Neuen Freien Presse vortrug und in dem durch anderthalb Jahrzehnte verhaltener Schmerz sich wie folgt Luft machte:

... Ich kann Ihnen heute nur sagen, daß wir unsre Tätigkeit in dieser Angelegenheit fortsetzen werden, aber es ist umso notwendiger, daß die Gesamtheit der Journalisten in Wien und in den Kronländern dieser Angelegenheit nähertritt, notwendig aus zwei Gründen: Einmal deshalb, weil unsre Standesbestrebungen *vielleicht nicht immer und nicht überall jenes Interesse und Verständnis gefunden haben, das sie verdienen*, notwendig aber auch deshalb, weil wir uns keiner Täuschung darüber hingeben dürfen, daß *ein pressefeindlicher Zug wie eine Seuche durch die Welt geht*. (Rufe: Sehr richtig!), und zwar *nicht nur durch die österreichische Welt!* Das ist eine Sache, die nicht an die Grenzpfähle gebunden ist, und die Mitglieder der internationalen Pressevereiner sind gewiß dazu berufen, *sich als eine internationale Sanktionskommission zu konstatieren* und den Kampf gegen diese *Volksseuche* aufzunehmen. (Lebhafte Bravorufe.) Aber sage ich recht, wenn ich von einer Volksseuche spreche? Es wäre richtiger, von einer Regierungskrankheit, von einer speziellen Berufskrankheit, welche Minister zu befallen scheint, zu sprechen. Es hat den Anschein, als ob die Staatslenker zu der Weisheit letztem Schluß

gekommen wären, indem sie ein berühmt gewordenes *Bismarckwort* umkehren: Um den Völkern die Kosten verfehlter Maßnahmen, übel angebrachter Systeme, unzulänglicher Vorkehrungen mundgerecht zu machen, schlage man die Fenster der Presse ein oder versuche, sie zumindest mit vergilbtem Gesetzespapier zu verkleben

Die österreichische Regierung, die bei der Presse fensterlt, hat, wie ich einmal nachgewiesen habe, jedem Bismarckwort immer nur ein Kompliment für die Presse entgegengesetzt. Sie brauchte, um gegen die Presse zu sein, kein Bismarckwort umzukehren, sondern es nur immer so zu zitieren, wie es lautet, weil ein Bismarckwort nicht, wie das Geschwätz glauben macht, für, sondern immer gegen die Presse gedacht ist. Zum Beispiel: »Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich«. Die Regierung unseres Landes bedient sich leider nur zu selten dieser Erkenntnis. Nur so ist es möglich, daß in Pestzeiten die Bazillenträger sich als Sanitätskommissare aufspielen können und die Pest sich über die um sich greifende Gesundheit der Leute beklagt.

* * *

NOCH IMMER

gibt es ein Komitee zur Bekämpfung des Tuberkulosenheims auf dem Semmering und ein Komitee zur Bekämpfung des Komitees zur Bekämpfung des Tuberkulosenheims auf dem Semmering. Noch immer bringt das Komitee zur Bekämpfung des Tuberkulosenheims auf dem Semmering Zuschriften von den bedeutendsten Autoritäten auf dem Gebiete der Tuberkuloseforschung in die Zeitungen, die dem Komitee zur Bekämpfung des Komitees zur Bekämpfung des Tuberkulosenheims auf dem Semmering von den bedeutendsten Autoritäten auf dem Gebiete der Tuberkuloseforschung für Fälschungen erklärt werden, worauf sich die Komitees auf die Gutachten der bedeutendsten Autoritäten auf dem Gebiete der Tuberkuloseforschung, beziehungsweise auf die Fälschungen der Gutachten der bedeutendsten Autoritäten auf dem Gebiete der Tuberkuloseforschung berufen, worauf jedesmal Herr Dangl erklärt, daß er als deutscher Mann nicht um Haaresbreite von seinem Standpunkte abweichen werde. Es gibt aber einen Ausgleich. Die Vernichtung des Semmering wird von der Errichtung einer Anstalt für nicht tuberkulöse Kinder, die nicht auf dem Semmering liegt, befürchtet. Mit Recht, denn nicht die Tuberkulose ist ansteckend, wie durch die Aufnahme von Tuberkulose—Kranken in Semmeringer Hotels bewiesen wird, sondern das Sprechen über die Tuberkulose, auch wenn in weiter Entfernung keine Tuberkulose außer den Tuberkulose-Fällen in den Semmeringer Hotels, über die aber nicht gesprochen wird, existiert. Die Leute sagen: Semmering—aha, Tuberkulose. Und das ist die Gefahr. Folglich wird man beiden Parteien gerecht werden müssen, und zwar so, daß einerseits das Tuberkulosenheim auf dem Semmering nicht errichtet und andererseits der Ruf des Semmering vernichtet wird. Denn er wird, auch wenn das Tuberkulosenheim auf dem Semmering nicht errichtet wird, immer der Ort bleiben, wo kein Tuberkulosenheim ohne tuberkulöse Kinder fern vom Semmering errichtet wurde, und die Leute werden, da durch zwei Jahre täglich der Semmering mit der Tuberkulose in Verbindung gebracht wurde, dieser altgewohnten und längst unentbehrlichen Assoziation treu bleiben. Was die Versammlungen, in denen protestiert wurde, in dieser Richtung etwa noch versäumt haben, werden die Versammlungen, in denen der Erfolg gefeiert

werden wird, reichlich einbringen. In der ganzen Welt wird der Semmering, das bekannte Luftreservoir, berühmt werden. Der Fremdenverkehr aber, der durch Phrasen leichter abzuschrecken als herbeizulocken ist, wird am Fuße des Semmering stehen bleiben und sagen: aha — Tuberkeln. Denn seitdem es Phrasen gibt, ist ein wirkliches Blatternspital vor der Nase, in dem geheilt wird, viel weniger gefährlich als ein entferntes angebliches Tuberkulosenheim, von dem nur gesprochen wird.

* * *

DER ERSTE BÜRGER DER STADT

ist nicht, wie man bisher immer geglaubt hatte, der erste Cafétier, sondern, wie er den Mitgliedern einer katholischen Studentenverbindung eröffnet, der Bürgermeister Weiskirchner. Ob er auch der beste Bürger der Stadt ist, muß sich erst zeigen, denn bisher hat es sich nicht gezeigt. Vielleicht wäre Zurückhaltung zu empfehlen. Die Magistratsbeamtenindividualität, und hätte sie ehedem noch so Tüchtiges geleistet, gehört gewiß nicht zu jenen, die man im Vordergrund sehen möchte, wenn man liberale Typen dort ausgemustert hat. Dieser Herr, der, soweit es hinter dem Machtbereich der Presse im Staat noch Verdrießliches gibt, immerhin in Betracht kommt, hat sich unlängst in einer künstlerischen Angelegenheit bemerkbar gemacht. Anstatt der Frage, was ein Lueger ohne Temperament für einen Lebenszweck habe, nach Tunlichkeit auszuweichen, hat er in die Debatte über das Otto Wagner'sche Museumsprojekt mit Ironie eingegriffen. Die Ironie des Herrn Weiskirchner kann aber weder für unsaubere Straßen noch für ein Museum entschädigen, das Herr Tranquillini an Otto Wagners Stelle baut. Als er sich bald darauf beim Sonnwendabend jener Studentenverbindung zeigte, entschuldigte er sich für sein häufiges Fernbleiben, wobei weniger die Ironie als die Gemütlichkeit, zu der eben ein Wiener Bürgermeister auch verpflichtet ist, hervortrat. Als Handelsminister sei er früher verhindert gewesen, an den Festen der »Amelungia« teilzunehmen, aber als Bürgermeister werde er »sich wieder bessern«. Als erster Bürger der Stadt sei er verpflichtet, mit der Studentenschaft in Verbindung zu sein. Und diese Verbindung ist die »Amelungia«. Dagegen freut es ihn zu hören,

»daß der junge Architekt Tranquillini, dem gestern der Bau des Stadtmuseums übertragen wurde, ein Angehöriger der 'Rudolfina' war, daß also einem katholischen Studenten für Jahrhunderte der Ruhm überlassen bleibt, das Museum der Stadt Wien gebaut zu haben.«

Es ist nun schwer, zwischen einer öffentlichen Meinung, die einen Architekten deshalb für unfähig hält, weil er ein katholischer Student war, und einem Bürgermeister, der nur einen katholischen Studenten für einen fähigen Architekten hält, die Wiener Lebensfreude zu bewahren. Immerhin ist zu wünschen, daß der Ruhm für die Jahrhunderte dem Herrn Tranquillini nicht zu schwer werden und daß er ihn auf alle Fälle mit Herrn Weiskirchner teilen möge. Eine Ehrentafel dürfte ja nicht verfehlen, der Nachwelt mitzuteilen, daß die Entscheidung über das Museumsprojekt unter der Bürgermeisterschaft des Herrn Weiskirchner gefallen ist, und wenn die Erinnerung an Otto Wagner noch einer weiteren Stütze bedarf, so wäre irgendwo passend die Inschrift anzubringen, daß das Museum nicht von ihm sei, oder wenigstens das Protokoll der Sitzung, in der die Entscheidung zu ungunsten Otto Wagners fiel, im Tranquillinischen Museum der Stadt Wien auszustellen.

* * *

AUS DER VOGELPERSPEKTIVE

»Zeppelin über Wien«: ein irreführender Titel — er war nur über Wien zu sehen, nicht über Wien zu hören. Aber was immer hierorts geschieht, ehe es geschieht, kündigt es sich durch die folgende Stimmung an:

Ihr gewöhnliches Wochentagsgesicht zeigt die große Stadt um die Mittagsstunde. Aus den Geschäften und Büros kommen die kleinen Angestellten, die Tippfräulein und Ladenmädeln und eilen gewohnheitsmäßig durch den schwülen Mittag in die Vorstadt hinaus, wie alle Tage. In der Kärntnerstraße und auf dem Graben haben besonders gewissenhafte Bummler, die sich von den gestrigen Derbystrapazen bereits erholt haben, ihre Korsoposten bezogen und wandeln zwischen Oper und Kohlmarkt hin und her ...

Es ist angenehm, daß man daran erinnert wird. Also die wandelnden Grabenherren erkennt man. Auch die eilenden Ladenmädchen. Aber wie erkennt man die Tippfräulein? Tragen sie jede ihre Schreibmaschine? Nicht doch. Also laufen sie wohl so: tipp, tipp, tipp ... Guckguck, jetzt kommt der Zeppelin. »Man erkennt schon die Propeller« ... Allgemein wird bedauert, daß der Graf Zeppelin, der pünktlich gekommen und infolge dessen nicht erwartet worden ist, »um den besten Teil des Empfangs« kam, »um den Gruß, der aus den Wiener Straßen zu seinem Luftschiff emporgeklungen hätte.« Das wär' freilich fesch gewesen. Da aber ohnedies alle Leute auf den Straßen herumstanden und zu den Dächern hinaufsahen, so glaubte Zeppelin, es gelte ihm, und flog animiert weiter.

* * *

AUF DEM FLUGFELD

war man schon mehr bei der Sache. Dort wurden auch schon interessante Dialoge geführt:

»Wann kommt er?« »Sieht man ihn schon?« »Wird man noch lange warten müssen?« »Muß man sich etwa auf einen unangenehmen Aufschub gefaßt machen?« *Das sind die Fragen, die die Situation voll und ganz beherrschen ...*

Es ist wenige Minuten vor halb Zwei. Irgendwo ruft irgend jemand: »Er kommt!« Alles stürzt zu diesem Mann hin, aber man sieht nichts. Die Herren und Damen besteigen die Stühle und Tische, ein korpulenter Herr kraxelt sogar auf das Dach der Tribüne, aber man sieht noch immer nichts. Ein einziges »Wo?« ertönt über den Platz. Und plötzlich hier und da und dort die Antwort: »Hier!«

Und schon. Von der nun eintretenden Begeisterung gibt der folgende Satz einen annähernden Begriff:

Als Überwinder der Luft, als Flieger wurde Zeppelin von seinem Luftschiff aus quer über das ganze Flugfeld zur Festloge neben den Tribünen geführt.

Daß einer als Überwinder der Luft, als Flieger geführt werden muß, das ist eben der Triumph der Technik. Er kann nicht mehr gehen. Nun aber mußte er, der nur fliegen kann, reden. Alle umdrängen ihn, er muß.

Der Mann aber, der diesen Tag als einen der großen Triumphe seines Lebens betrachtet, machte, als er von allen Seiten über den Verlauf seiner großen Fahrt befragt wurde, wenig Worte, ganz bescheiden, noch immer ein wenig verlegen und ohne jede große Attitüde erzählte er ... Eine kleine Pause entstand. Man sah, wie Graf Zeppelin in tiefer Ergriffenheit die Hände *zu Fäusten ballte*. Aus Ergriffenheit. Dann kommen die »Details«. Der Rest ist Charas ¹.

* * *

JEAN PAUL ZIFFERER

Der Rückschritt von Montgolfier bis Zeppelin dürfte augenfällig schon daran zu beweisen sein, daß den Aufstieg der Montgolfiere Jean Paul beschrieben hat, während das Luftschiff »Sachsen« seinen Paul Zifferer findet. Es gibt einen Höhenflug, bei dem mit Propellern und Motoren nichts zu verbessern, mit Hebeln und mit Schrauben nichts abzugewinnen ist.

Das wie *flüssiges* Gold glänzende Riesenschiff, die Lichtkegel, durch die erschreckte und nun selbst wie Flammen durchglühte Nachtfalter taumelten, neben dem Luftkreuzer die achtzig Mann Soldaten, die schweigend ihre Pflicht taten und die »Sachsen« an vierzig Seilen festhielten — das alles vereinigte sich zu einem modernen Märchen, nicht aus dem Morgenlande, sondern aus dem Westen Europas.

Das befriedigt schließlich die Jean Paulischen Bedürfnisse der Geschäftswelt. Und ist es nicht wirklich schön, wenn man, auf das Aktuelle gespannt, das Blatt aufschlägt und der Blick fällt sogleich auf die Nachricht:

Mitternacht kam, die erste Morgenstunde, die zweite ging vorbei und das Nachtbild blieb unverändert. Schwarze Finsternis umgibt leuchtende Glut, die Scheinwerfer schicken ihre grellen Kegel nach diesem Spuk, und Soldaten schlafen, marschieren auf, rücken ab.

Um halb drei Uhr begann die Schwärze des Himmels zu verblasen, die Sterne funkelten matter, sogar die Lichtkegel waren nicht mehr so grell. Leise bedächtig schlich sich die Morgendämmerung heran.

Ich nun, gespannt wie es ausgehen werde, ich, ohne jeden Sinn für Poesie und nur die Substanz von der Zeitung erwartend, ich frage mich: Wie wird das sein, wenn der Morgen anbricht? Wird er überhaupt anbrechen? Wird er hereinbrechen? Wird nicht die Nacht sich behaupten?

Zehn Minuten vor 3 Uhr. Die Motoren werden angedreht und absolvieren summend gewissermaßen einen kurzen Probegalopp. Wieder tritt Stille ein. *Der Morgen kämpft jetzt mit der Nacht*, mit den Sternen und den Scheinwerfern. *Und der Morgen siegt*.

Und begierig, wie sich die Bulgaren halten, von Zifferer darin enttäuscht, flüchte ich zu Jean Paul.

* * *

1 Dr. Charas, der Leiter der Freiwilligen Rettungsgesellschaft

IM ZEITALTER DES TELEGRAPHEN

... und wandte sich hierauf an den Bürgermeister von Ischl kaiserlichen Rat Leithner mit der Frage: »Wie geht es Ihnen?« »*Danke, Majestät, ich befinde mich wohl*«, erwiderte der Bürgermeister.

... Dann wandte sich der Kaiser an den Ischler Pfarrer, geistlichen Rat Stadler, mit den Worten: »Wie geht es Ihnen?« — »*Danke ergebenst,*« lautete die Antwort.

* * *

WIE ROCHEFORT HERUNTERKAM

In seiner Brust sollen wie so häufig zwei Seelen gewesen sein. Er war Marquis und Volksmann, aber in seiner Blütezeit natürlich mehr Volksmann als Marquis. Als Polemiker hatte er natürlich große Themen. Er hatte auch praktischen Erfolg: das Kaisertum brach zusammen. »Hat sich der Stoff der Satire verflüchtigt, was bleibt dem Satiriker noch zu tun?« Einpacken kann er. (Die mit den großen Themen müssen sich erschöpfen: die Könige gehen ihnen aus. Die mit den kleinen Themen schreiben weiter: die Lumpen bleiben ihnen.) Jetzt kommt der Niedergang: »Rochefort, der Freund des Revue—Generals Boulanger, Rochefort, ein Feind der Republik, bewußt oder unbewußt Mitarbeiter der Klerikalen, ein Abtrünniger, ein Gesinnungslump — kurz, eines *flott* begonnenen Kämpferdaseins trauriger Verfall«. Was war der Grund? »Hat die Not, die Spielernot diesen Charakter ausgehöhlt, oder bekam der Marquis schließlich doch die Oberhand über den Volksmann?« Marquis, weit gebracht! Bald war Berl Frischauer in Paris populärer als Rochefort. Kein Hund drehte sich auf den Boulevards um, wenn »*La Patrie! La Patrie!*« gerufen wurde. Nun ging's von Stufe zu Stufe. Und Frischauer, der es schon vor dem Tode Rocheforts festgestellt hatte, kann nur, unbeirrt durch die Tatsache, daß es auch schon in der Fackel stand, wiederholen:

Wie er mit Verbitterung seine politische Popularität schwinden sah, mußte er auch mit Schmerz beobachten, daß Kunstwerke, die er vor wenigen Jahren zu belanglosen Preisen hatte verkaufen müssen, bei öffentlichen Versteigerungen Summen bis über eine halbe Million erreichten. Einige Zeit vor seinem Tode äußerte er schmerzvoll: »Wenn ich heute aus der Verbannung zurückkehren würde, nicht zehn Menschen würden mich auf dem Bahnhof begrüßen.«

Marquis sein, gegen Dreyfus sein und kein Geld haben — nicht erleben soll mans.

* * *

ALLGEMEINER VERKEHR

Operetten-Libretto,
abendfüllend, bühnenwirksam,
amusant u. von eminenter
musikalischer Struktur, ist zu
verkaufen. Eventuell gegen
Tantiemenvorschuß abzuge-
ben. Näheres d. d. »Litera-
rische Schreibstube«, 18. B.,
Währingerstraße 132A, Tele-
phon Nr. 5053/8. 62230—0

Vorzügliche Leder- und
Stoffhandschuhe, Strümpfe und
Socken zu billigstem Preis.
Adr.: Josef Naschitz, jetzt
1. B., Salzgies 2. 60039-0

* * *

DIE GRÜNDE EINES POLIZEIVERBOTS

»In der heutigen Eröffnungsvorstellung des von Direktor Turl Wiener geleiteten Varietés wird auch das Wiener Publikum die Möglichkeit haben, *sich die Gründe anzusehen*, aus denen die Pariser Polizei Fräulein Villany bei ihrem dortigen Auftreten vor zwei Monaten in Haft genommen hat. Mademoiselle Villany trägt nämlich beim Tanzen keinerlei Bekleidung, bloß um die Hüften einen Gürtel aus Schmuck oder Schleier, und die Wiener *werden sich davon überzeugen können*, ob es sich wirklich *um echte, reine, große Kunst handelt* oder bloß um *muckerischen »Sinnenkitzel«*. Um diese Sensationsnummer gruppiert sich eine auserlesene Artistenschar.«

Die Gründe des Fräuleins, aus denen die Pariser Polizei ihren Tanz verboten hat, wurden schon von der Münchener Künstlerschaft dem Schutze des Publikums empfohlen. Die Impresarios sind brotlos, seitdem Polizisten und Kunstakademiker sich fürs Variété aufopfern.

* * *

DER ETHIKER

»Die alternde Frau ohne sittliche Hemmungen, die heute gerichtet wurde, bietet wenig des psychologisch Interessanten. Ein wenig Sympathie wandte sich ihr erst zu, als sie den letzten Verzweiflungskampf im Gerichtssaale ausfocht, als sie, die aus so manchen Bechern und nicht immer aus den reinsten, getrunken hatte, die wahl— und bedenkenlos von Hand zu Hand gegangen war, sich wieder ihres Weibtums erinnerte und zitternd in peinvoller Scham die Hüllen festzuhalten suchte, die unter dem harten und unbarmherzigen *Zugriff der Justiz* eine nach der anderen von dem *reizlo-*

sen Leib zu fallen schienen. Da fand sie manches starke und innige Wort, mehr als eine stolze und vornehme Geste, die geeignet gewesen wäre, einen Menschenfreund in dem Glauben an die Macht des Ethischen auch in versumpfter und vertierter Seele zu bestärken.«

Nicht nur die Staatsanwälte, nein, auch die Plauderer sind grausam. Aber sie haben den Glauben. Alternde Frauen ohne sittliche Hemmungen machen es ihnen zwar schwer genug. Sie wollen sich nur richten lassen, bieten aber wenig des psychologisch Interessanten. Sie haben aus unreinen Bechern getrunken und sie sind von Hand zu Hand gegangen. Die Trinkerrinnen, nicht die Becher. Aber damit meinen sie auch schon alles getan zu haben. Sie denken nicht an den Sonntag, wo über sie geplaudert werden muß. Sie machen es den Amüseuren schwer. Trotzdem haben diese den Glauben. Es gehört eine Geduld dazu. Aber sie tun ihre Pflicht. Alternde Frauen ohne sittliche Hemmungen auf fünf Jahre in den Kerker zu schicken, ist ein anderes, ein trauriges Amt. Ihnen vorher noch die Kleider vom reizlosen Leib zu reißen, auch ein schamloses. Versöhnend tritt aber dann der Doktor ein, der am Sonntag den Humor hat und die Nachdenklichkeit, und entdeckt die Macht des Ethischen in der versumpften und vertierten Seele. Sollen es einmal die Angeklagten probieren und nachschauen kommen, ob sie sich an den Plauderern revanchieren können!

* * *

REPORTER, EINE FRAUENRECHTLERIN BETRACHTEND

»*Wer weiß, wie viel stille Sehnsucht, nie ausgesprochene brennende Wünsche* nach reicherer Betätigung, als sie Kochherd und Kinderstube bieten kann, diese Frau durch Jahrzehnte *mit sich herumgetragen hat.*«

Wer weiß? Ich!

* * *

KLEINES WITZBLATT UND KRIMINALITÄT

» ... Sie schilderten das auffällige Benehmen der jungen Frau, die zu jeder Tageszeit in dem Spezereigeschäfte zu sehen war und auf die übrigen Kundinnen des »feschen Peperl« eifersüchtig war. Man habe allgemein davon gesprochen, daß sie in den Peperl »pudelnarrisch« verliebt sei. Richter (zu einer Zeugin): Und wie benahm sich der Angeklagte? — Zeugin: Er war mit jeder Kundin gleich freundlich, wie's halt schon zu so einem Geschäft gehört. — Kläger: So, alle Kunden hat er gleich behandelt? Warum haben denn wir alle Tag' so viel Rahm auf die Milch bekommen? (Heiterkeit.) — Richter: *So haben Sie doch wenigstens etwas von dem Ehebruche der Frau gehabt. (Heiterkeit.) ...* «

* * *

DAS GLAUB ICH

»Der heutige Prozeß führt in ein Milieu, das im Wiener Gerichtssaale selten zu finden ist. Landleute stehen vor Gericht, die sonst gewöhnlich in ihrer *mehr verschlossenen Art*, in ihrer *knapperen Ausdrucksweise* und durch ihre *mangelnde Gewohnheit, ihr Inneres bloßzulegen, unser Interesse nicht so sehr zu fesseln vermögen* ... «

* * *

VOM MÄNNERGESANG

» ... Die Erzherzogin und die Herzogin waren besonders erfreut über den vorgetragenen Chor 's Fensterln'. Viel bemerkt wurde, daß bei dem Vortrage des Liedes Koschats: 'Dearndl, dei Bua is da' Erzherzog Eugen kräftig mitsang.«

* * *

AHS UND OHS

»Wenn sich auch leider eine gewisse Korso— und Praterfahrtenmüdigkeit ... so bot doch der diesjährige Blumenkorso ... in drei und vier Reihen *trabte* und *sauste da* ein *bewegtes Blumenmeer auf und ab* ... riefen die »Ahs« und die »Ohs« der Fußgänger hervor ... Und da wenigstens die Blumen ... lustige Schlachten geschlagen ... so vergaß man gern ... Trotz der hochsommerlichen Glut und der Schwüle strömten ... und wenn es auch schien, als nähmen heuer weniger ... so muß man zugeben ... Gegen halb 7 Uhr, als die Rückfahrt begann und das Publikum mit der Straßenbahn die Heimfahrt antreten wollte, spielten sich leider recht peinliche Szenen ab.«

* * *

PERSONALNACHRICHT

»Der Diplomat Herr Chamdandijan Khan aus Konstantinopel ist in Wien angekommen und hat sich *auf die Zuckerabteilung* des Sanatoriums Purkersdorf begeben.«

* * *

DIE MEISTEN WURDEN NICHT GENANNT

»Der jüngste Sohn des Erzherzogs Karl Stephan, der 15jährige Erzherzog Wilhelm, ist an einer Blinddarmentzündung erkrankt und wurde heute früh in das Sanatorium Fürth gebracht, woselbst an dem Patienten sofort eine Operation vorgenommen wurde. Der Erzherzog wurde vom Dr. Breitner in Narkose versetzt, worauf

Hofrat Professor Dr. Freiherr v. Eiselsberg die Operation vornahm, bei welcher Professor Dr. Ranzi und Dr. Körbl assistierten. Die Operation währte nahezu eine Stunde und nahm einen sehr guten Verlauf. Das Befinden des Erzherzogs wird vom Anstaltschefarzte Dr. Emanuel als ein vollkommen zufriedenstellendes bezeichnet. Das Elternpaar des Patienten verweilt im Sanatorium.«

Eine schwere Ungerechtigkeit gegen jene Ärzte, die zur Tür hereingeschaut haben.

* * *

GASTSPIEL MIT UNTERLEGTEM KONTRAKT

»Letzten Samstag hielt Dr. L. Lazarus, Rabbiner aus Göding, auf Einladung des Vorstandes der israelitischen Kultusgemeinde im Leopoldstädter Tempel eine Gastpredigt, *die von dem zahlreichen Publikum mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde.*«

* * *

FRÜHERE VERHÄLTNISSE

»Den König Gunther spielte diesmal Herr Skoda, ein neuengagiertes Mitglied. Er ist noch ziemlich unbedeutend, des Hauses noch ungewohnt und hat eben die Schule des Burgtheaters durchzumachen.«

Bei Nestroy werden die »Früheren Verhältnisse« verleugnet. In Offenbachs »Prinzessin von Trapezunt« wird die Nostalgie nach den früheren Verhältnissen mit wehmütiger Komik an einer Artistenfamilie gezeigt, die den Haupttreffer gemacht und damit die Baronie und ein Schloß erworben hat. Nachts schleicht der Alte doch in die Küche, um ein bißchen Feuer zu schlucken. Der Bediente Tremolini, ehemals wohl Seiltänzer, kann dem Baron keinen Sessel reichen, ohne ihn in der Luft zu schwingen. Annäherungen vollziehen sich nur durch einen Salto mortale. Kurzum, die schöne alte Zeit springt immer wieder auf die neue Szene. Dem Burgtheater gehts auch so. Nur mit dem Unterschied, daß es nicht das Glück hat, sich im Reichtum nach der Armut zurückzusehnen, sondern das Malheur, in der Armut von verlorenen Schätzen zu träumen. Wenn es nachts in die Küche schleicht, findet es kein Feuer. Der Wahn brennt nicht, wärmt nicht und man kann ihn nicht essen. Man kann von ihm auch nicht leben. Das Burgtheater ist keine reichgewordene Artistenfamilie, wohl aber das Haus des verarmten Edelmanns, den auch keiner mehr spielen kann. Immer tut man noch, als ob alles beim Alten wär', auf Schränke und Truhen wird bedeutungsvoll hingewiesen, in denen nichts ist und weniger als nichts. Die Equipage wird gleich kommen, aber sie kommt nicht, es kommen nur die Gläubiger. Man läßt sich nichts abgehen, aber das was da ist, reicht knapp zum Verhungern. Man darf die Bagage nichts merken lassen, man spricht ostentativ von der Tradition, damit die Leute den Pofel nicht sehen. Liliencrons chimärisches Poggfred ist öde Wirklichkeit gegen den Marstall des Burgtheaters. Dieses braucht nur zu winken. Die letzte Bühne Österreichs spricht unaufhörlich davon, daß sie die erste Bühne Deutschlands sei. Wer wird so grausam sein, auf den Nachweis der Tradition zu dringen? Man würde ihn zu den Mauern führen, die noch nicht zusammengestürzt sind, und zum Frisch—Wassermann von der vierten Galerie, der nach einem Ab-

gang des Herrn Höbling wirklich noch dasselbe ruft wie einst nach einem Abgang Sonnenthals. Jedem Novizen wird gesagt, er sei noch ziemlich unbedeutend, er müsse erst die Schule des Burgtheaters durchmachen. Er möchte ja, er tritt ein, und findet die Lehrer tot. Er soll sich wohl die Schuldner ansehen, dann wird er schon bedeutend werden. Es wäre ungerecht, wollte man nicht zugeben, daß die Herren Reimers und Zeska noch in vollster Frische wirken. Aber wenn sich auch die Neulinge an ihnen emporrichten könnten, fertige Schauspieler aus Deutschland haben neben ihnen einen schweren Stand. Das Burgtheater braucht solche nicht, es wird sich aus Eigenem fortbringen. Immer hat es das getan — sagen die Schmuckliebhaber, die nun auch mit der Kassettenvorliebe nehmen —, immer war sein Niedergang die Gewähr seines Aufschwungs. Das kann man wohl sagen, aber sicher ist, daß der Niedergang des Burgtheaters, der eine ständige Einrichtung ist wie seine Tradition, noch nie so auf dem Hund war wie heute.

* * *

DER WERT DER KRITIK

Ganz farblos und langweilig der Musiker Miller des Herrn *Siebert*. Fräulein *Wohlgemuth* als Lady Milford so schön, daß man Serenissimus beneidete. Sonst die richtige Partnerin für Herrn Walden; von einer inneren Wurstigkeit, die diese Gefühlsorkane leicht versäuseln ließ. Und dann: welche Ungepflegtheit der Sprache, das von ihr so bevorzugte Pianissimo unverständlich, und das heroische Ausschreiten unschön, grenadiermäßig! Schade, daß ihre Begabung äußerlich und innerlich sich nicht entwickelte ...

*

Außerordentlich die kurze Szene des Kammerdieners von Herrn *Arndt* mit unkomödiantischer Ergriffenheit gespielt, meisterhaft Herr *Heines* von Gemeinheit nur so berstender Wurm, eine menschliche Gaunerphysiognomie, eine diabolische Fratze ... von einem schwer vergeßbaren Bösartigkeitsfanatismus.

Fräulein *Wohlgemuth* war das künstlerische Ereignis des Abends ... sie bewältigte sie mit einer Schönheit der Gebärde und einer Lebendigkeit des Wortes, die den stärksten Eindruck hervorrufen mußte. Das war die stolze Britin und das leidenschaftliche Weib zugleich; ihr Spiel war beredt und schuf prachtvolle Übergänge ins menschlich Tiefe. Auch Herr *Siebert* ... hat durch die realistische Kraft seiner Darstellung einen neuen Ton angeschlagen. Er stellt sich weitab von der Schablone. Wundervoll echt, mit ergreifender Menschlichkeit spielte er besonders die Schlußszene ...

*

Herr *Arndt* als Kammerdiener sehr annehmbar, aber farblos, und wer sich Herrn *Heine* als Sekretär Wurm vorstellen will, denke an seinen Flachsmann, den Erzieher. Es ist dieselbe Figur, nur das Kostüm anders, und der Künstler gab sich weiter keine Mühe, dem Bilde neue Farben zu gewinnen.

* * *

EIN VORURTEIL

Das Neue Wiener Tagblatt meldet:

Bei der vorgestrigen Wohltätigkeitsvorstellung auf der Residenzbühne bot Fräulein Käte Pasque, die als Lotte in Massenets 'Werther' auftrat, durch treffliche Darstellung eine sehr gute Leistung. Die junge Künstlerin fiel durch ihre angenehmen Stimmittel auf.

Die Meldung ist richtig, nur daß es statt »vorgestrigen« »übermorgigen« heißen soll. Denn damals glaubte man noch, die Wohltätigkeitsvorstellung werde stattfinden. Aber sie wurde inhibiert, sie fand nicht statt, es wurde kein »Werther« gegeben, niemand bot eine Leistung und niemand fiel durch Stimmittel auf. Das macht aber nichts, wenn nur die Hauptsache richtig ist.

* * *

WOFÜR MAN SICH ERSCHIESST

Aus Baden wird berichtet: Großes Aufsehen erregte der Selbstmordversuch der Soubrette des hiesigen Stadttheaters, Fräuleins Annie M. ..., einer Wienerin. — — Am Samstag erschien in einem Badner Blatte über Fräulein M. eine abfällige Kritik, die sie sich sehr zu Herzen nahm. Gestern früh schrieb sie Abschiedsbriefe an ihre Eltern in Wien, an ihren Bräutigam — — Man fand in den Parkanlagen unweit der Arena Fräulein M. auf einem Rasen mit einer Schußwunde in der linken Schläfengegend mit blutüberstömtem Gesichte, doch bei völligem Bewußtsein. — — Zum Direktor sagte sie dann, daß sie die Tat wegen der abfälligen Kritik begangen habe. — — Im Rathschen Spital, wohin sie gebracht wurde, wurde konstatiert, daß die Kugel nicht in das Gehirn eingedrungen ist.

Was sagt man zu diesem sonderbarsten Mißverhältnis der Tatsachen: die Ansicht eines Individuums, in Druckerschwärze übertragen, bewirkt, daß das Gesicht eines jungen Mädchens blutüberströmt ist. In Baden soll der Machthaber über Leben und Tod ein Uhrmacher sein. Aber das ist im Grunde gleichgültig. Wäre er von Beruf sogar Journalist, müßte man dennoch fragen, wer ihn denn berufen habe. Schauspielerkritik, die nicht von einer Persönlichkeit geübt, sondern von Schreibern betrieben wird, ist wohl die frechste Überhebung, die sich die Fremdherrschaft der Letternschmarotzer erlaubt. Denn in diesem Gebiete einer Unterworfenheit, die mit der Preßfurcht schon auf die Welt kommt, hängen Existenzen von einer gerümpften Krummnase ab. Ein Dichter wie Speidel, der nur nebenbei Schauspielerkritik übte, hat sich und dem Theater nicht genützt: aber eine höhere Gerechtigkeit dürfte hier doch ein Bedürfnis der Persönlichkeit über die Interessen der Schauspieler gestellt haben und die Kritik selbst war der Gegenwert für gekränkte Herzen. Der grobe Unfug, daß Leute, die kaum eine Meinung haben, auch ein Amt bekommen, und daß alle, deren Meinungen einander widersprechen, sie mit dem Anspruch auf die gleiche Autorität aussprechen können, aber ohne die geringste Kontrolle, ob die Meinung nicht von den unsaubersten Beweggründen: hemmungsloser Witzigkeit, Geilheit oder Geldgier sich ableitet — dieser menschenmörderische Unfug könnte nur durch das Verbot der Anonymität gelindert werden. Die Schreiber müßten wie Persönlichkeiten hinausgestellt werden und zusehen, ob sie, dem Schutz der für sie geheimnisvoll sprechenden

Zeitung entrückt, mit Frechheit allein bestehen und der Frage, wer sie denn zu einer Meinung über Frl. M. berechtigt habe, standhalten könnten. Da es keine Möglichkeit gibt, das Publikum zur Lektüre mehrerer Zeitungen zu zwingen, um ihm den Glauben an die Autorität der einen mit Erfolg zu nehmen, und da der Schauspieler unter nichts so sehr leidet wie unter der Unverrückbarkeit eines Urteils, so gibt es kein anderes Mittel als dessen Entwertung durch den Autornamen. Nur wenn die Schopenhauersche Forderung eines gesetzlichen Verbotes jeglicher Anonymität wenigstens für die Theaterkritik erfüllt wäre, würde das Publikum endlich aufhören, sich dafür zu interessieren, was die Zeitung über einen Schauspieler sagt, und die Neugierde, was der Kohn sagt, so bald vollständiger Indolenz weichen, daß Kohn, Chef und Verleger die Überflüssigkeit ihrer Intervention erkennen und die Zeitungen wenigstens in dieser Rubrik ihrem Zweck wiedergegeben würden: Tatsachen wiederzugeben. Dann würde man nur erfahren, daß das Fräulein M, nicht gerufen wurde, und wenn es eine Lüge wäre, gäbe es eine Möglichkeit, sie zu berichtigen, und wenn es wahr wäre, wäre der Seelenschmerz nur die Folge eines verfehlten Berufs. Des Schauspielers und nicht des Journalisten. Und die trostlose Möglichkeit, daß ein Tintenfleck von fremder Hand durch eigenes Blut gewaschen wird, und der unerhörte Kontrast zwischen dem blutüberströmten Angesicht eines Mädchens und der Ansicht eines von keiner Instanz der Welt berufenen Individuums, das nicht einmal vor Scham rot wird, wären uns Gott sei Dank erspart.

* * *

Ein Stimmungsbild

Nachts. Es ist fast Mitternacht. Die Straßen schweigen. Droben funkeln festlich die Sterne. Nur dann und wann klingt das Pflaster auf. Ein Wachmann schreitet um die Ecke. Ein Liebespaar schwatzt sich flüsternd vorüber. Dann wieder tiefe Ruhe. Da knackt eine Tür. Ein paar Menschen treten heraus. Vier, fünf Arbeiter. Sie kommen aus einer Sitzung. Das Bildungskomitee. Sie haben wichtige Beschlüsse gefaßt. Was sie im letzten Arbeiterbibliothekskurs gehört haben, das wollen sie nun durchführen. Sie werden die Werke ihrer Bücherei sichten, neue Bände einreihen, sie werden die vorgeschlagene Entlehnungsweise versuchen und das ganze Vortragswesen mit dem Lesen in Zusammenhang bringen. Sie gründen auch eine Kinderbibliothek. Mit Staunen haben sie vernommen, was die Genossen der anderen Bezirke, was die Ottakringer, was die Meidlinger, was die Landstraßer schon leisten. Das hat ihren Mut, ihren Ehrgeiz geweckt. Das gilt es zu erreichen. »Die Genossen müssen zu besseren Romanen geführt werden,« sagt der eine. Wir haben zu wenig Bücher von der Ebner—Eschenbach, von Saar, von David, von Storm. Die großen Russen! Die Dänen!« »Und die sozialpolitischen Schriften?« fragt der andere. »Broschüren müssen wir ankaufen und ein paar geschichtliche Werke!« »Aber auch naturwissenschaftliche Bücher,« bemerkt ein dritter. »Astronomie, Bücher über Entwicklung des Lebens, über die Pflanzen und Tiere, über die fremden Erdteile ...« Sie sehen Ihre Erfolge schon voraus. Sie werden neue Leser gewinnen. Sie werden der Arbeiterjugend ihres Bezirkes schöne und gute Bücher zuführen. Vielleicht überflügeln sie noch die

Bildungserfolge der anderen Bezirke! Ihre Augen leuchten, ihre Wangen flammen. Es ist Mitternacht. Die Straßen schweigen. Droben kreisen die Sterne. Aber in den Herzen der Arbeiter ist es hell. Die Zukunft der Arbeiterklasse spricht aus ihrem Wollen. Sie sehen eine große Sonne aufsteigen: das geistige Erwachen ihrer Brüder, ihrer Schwestern, ihrer Kinder ...

Wenn man alles an Verschmöktheit zusammenfaßt, was hier in fünfzehn Jahren aus den Eingeweiden des Liberalismus gezogen wurde, wird sich auch noch nicht annähernd obiges Nachtstück aus dem sozialdemokratischen »Schmücke dein Heim mit Stimmung« erreichen lassen. Es zeigt sich immer wieder, daß die Demokratie auch in ihrer radikalsten Form zu neuen Klischees nicht die Kraft hat und selbst dann nicht haben wird, wenn die Währinger erreicht haben werden, was die Ottakringer erreicht haben, und wenn die großen Russen schon angeschafft sind. Wäre der Dialog nicht um Mitternacht belauscht worden, man würde glauben, ähnliches bereits in einer Buchkritik der 'Mittagszeitung' gelesen zu haben. Daß jedoch zu einem Gespräch, welches bei Tag in der Buchhandlung Heller geführt zu werden pflegt, aber auch diesmal wahrscheinlich von den Herren Leo Feld, Zweig, Wertheimer und Birinski geführt wurde (die in der Finsternis leicht für Proletarier gehalten werden können) droben die Sterne festlich funkeln, und nachdem die Intellektuellen verschwunden sind, zu kreisen anfangen, ist außerordentlich g'schmackig. Einer dieser Sterne dürfte ein sozialdemokratischer Lyriker sein, der wohl den Führern die Fähigkeit zutrauen mag, die Genossen zu besseren Romanen zu führen. Dagegen ist die Wendung von dem Liebespaar, das sich flüsternd vorüberschwätzt, von Liliencron, der ähnliches von einem Wasser ausgesagt hat. Noch näher ist aber doch der Weg zu den großen Russen, den immer die kleinen Schmöcke mit ihrer ausgefransten, bodenscheuen Intelligenz am schnellsten zurücklegen. Denn sie glauben immerzu, daß es auf jene Bildung ankommt, die man unmittelbar von den Büchern abschöpft, und nicht auf jene, die durch das Dasein der Bücher in die Welt getragen wird, glauben mit der Ideologie, die sie von ihren liberalen Vätern übernommen haben, daß irgendeine Schicht darin »aufnahmefähiger« sei als die andere, und haben in der Tat die Fixigkeit, ihr Bildungsparvenütum den Arbeitern aufzudrängen, die doch im Verzicht auf eine geschmuggelte Geistigkeit ihre kulturelle Höherwertigkeit beweisen. Aber wenn es schon nicht ausgeschlossen ist, daß diese sich vom Tonfall ihrer Erzieher zur Literatur führen lassen, daß ihnen ein Buch von Dostojewski in der Hand lieber ist als eine agitatorische Verheißung, so ist es doch undenkbar, daß sie sich von der Literatur zum Tonfall ihrer Erzieher verführen lassen und daß jene, über den Zeitvertreib hinaus, ihnen zu flammenden Wangen verhelfen könnte. Wenn die Führer nicht wissen, daß der Geist nur ein Ornament der Zeitgenossenschaft ist, nur Unterhaltung, die von der Lebenssorge ablenkt, nicht befreit, so wissen die Arbeiter ganz gut, daß weder die Gedichte von Storm noch selbst die von Stern ihnen ersetzen werden, was ihnen an Luft und Licht fehlt. Sie haben vielleicht sogar das rechte Gefühl, daß Literatur nur imstande sein könnte, jene Wünsche noch zu steigern, deren Erfüllung durch die Sozialdemokratie schon im heutigen Stadium der Unbildung auf Schwierigkeiten stößt, und suchen ihr im Interesse der Partei tunlichst auszuweichen, der es freilich, ungeachtet der Folgen, bequemer sein mag, statt des Achtsturentags Bibliotheken durchzusetzen. Im Ernstfall der Entscheidung würden sie sich immer noch besinnen, daß sie lieber zum Volk als zur Bildung gezählt werden wollen. Denn ein Arbeiter, der ein Schmock ist, ist weder zu seiner Arbeit noch zu seiner Wohlfahrt nützlich. Wäre das Proletariat wirklich so geartet, wie jene sich vorstellen, die ihm die

Fortschrittslyrik liefern, und würde es die bürgerliche Phrase als Novität erleben, dann gliche es hungernden Webern, die nur in das Haus des Bourgeois dringen, um nach einer starren Pause des Entzückens ihm die Schmucknotizen zu plündern.

Und Hauptmann dankt

Breslau, 13. Juni. Die Schlesische Zeitung bringt die Nachricht, daß der Kronprinz als Protektor der Breslauer Jahrtausstellung sich nach der Lektüre des Hauptmannschen Festspiels darüber in entschiedener Weise ablehnend geäußert habe. Die 'Schlesische Zeitung' hat auch Anlaß anzunehmen, daß der Kronprinz die zuständige Instanz von seiner Auffassung in Kenntnis gesetzt habe und daß er bereit sei, die Konsequenzen zu ziehen.

Hauptmann darf sich über diesen Tadel mit dem Bewußtsein trösten, daß er, indem er die Sympathien der Reaktionäre sich verscherzt, diejenigen aller Unabhängigen und Freigesinnten im Lande sich erworben hat. *Wenn er auch durch seine dichterische Leistung wieder einmal enttäuscht hat, so hat er doch durch seine Gesinnung die Erwartungen gerechtfertigt*, die man auf den Dichter der »Weber« setzen durfte und man muß es ihm danken, daß er ... auch als Verfasser eines vaterländischen Festspielles ein aufrechter Mann geblieben ist.

Wenn Gerhart Hauptmann, nachdem er alle an ihn gerichteten Telegramme sämtlicher Lese- und Redehallen, Monistenbünde, Kultusgemeinden und Gesinnungsgremien persönlich beantwortet hat, die Situation überblickt und dann *nicht* zu der Einsicht kommt, daß die Unzufriedenheit des Kronprinzen seiner Künstlerwürde weniger nahetritt als die Zufriedenheit des Paul Goldmann, dann müssen wir ihn wohl aufgeben. Dann liegt der Fall vor, daß einem edlen Dichtertum die Kraft gefehlt hat, sich ohne die peinlichste Gemeinsamkeit zu behaupten und jenen erhabenen Mangel an Gesinnung zu bewahren, der jede Verbindung mit freisinnigen Abgeordneten unerträglich macht. Dann ist entweder eine von Kunst nicht ganz gedeckte Menschlichkeit von der Phrase gekapert worden oder ein vom Leben verlassenes Artistentum sticht, wie der Fichtenbaum an die Palme, Anschluß an die Politik. Die zweite Wendung ist die Normalkatastrophe des großstädtischen Literatentums, Hauptmanns Fall dürfte das naivere Schicksal sein. Hier wie dort empfängt die Demokratie einen verlorenen Sohn mit offenen Armen, freut sich, daß er nicht mehr »l'art, pour l'art« treibe, und hält Gott, der es weiterhin ablehnt, statt Menschen Sozialpolitiker zu erschaffen, für einen unverbesserlichen Ästhet. Hauptmann war so sehr Dichter, daß selbst ein Gesinnungsstoff wie der der »Weber« ihn nicht in die Gefahr bringen konnte, Gesinnung zu haben. Weil aber das kunstfremde Pack nichts außer dem Stoff schmeckt, so zog sich Hauptmann durch die »Weber« die Sympathie der Goldmanns zu, die er sich später durch stofflich unsoziale Dichtungen bis zum Haß entfremdete. Dasselbe Freisinnsgelichter, das immer bis irgendwohin noch mitgeht, dessen Snobismus auch manche literarische Extravaganz duldet, jedoch nicht ausreicht,

um einem Dichter eine Dichtung nicht übelzunehmen, und das »Pippa« und die »Ratten« mit den Eierschalen seines faulen Witzes bewarf, klopft jetzt dem Dichter für einen Beweis seiner Verständlichkeit auf die Schulter — und Hauptmann dankt. Der Mensch Gerhart Hauptmann bringt es über sich, den »aufrecht und Geradegesinnten«, bei denen alles bis auf die Nase aufrecht und gerade ist, die Hand zu drücken, die ihn für die Bekenntnisse heiliger Herzensnot geschlagen hat. Wenn dieser Fall nicht anzeigt, wo wir halten und wohin wir im Siegeslauf der Phrase, die Gott, Kunst und Menschenwert wie ihre schäbigen Bollwerke nimmt, gelangen werden, dann hat die Phrase alle, die's noch merken konnten, blind und taub gemacht. Könnte man noch lachen, dann müßte man's vor dem Opfermut eines Dichters, in dessen Werke, dort, wo es ging, das Gesindel so viel Gesinnung gelegt hat, daß er sich endlich entschließt, sie zu haben.

Er hört nur noch auf Reden und spricht nur noch im Ton von Dringlichkeitsanträgen des Fortschritts gegen die Reaktion. Er hofft, daß es »den Fängen der Parteipolitik nicht gelingen wird, das Antlitz der Wahrheit unkenntlich zu machen«: aber es ist nur die andere Partei gemeint und daß die eigene das Antlitz der Kunst unkenntlich mache, ist nunmehr politische Nebensache. Er merkt gar nicht, warum er so viel neue Freunde hat. Sie protestieren mit der einen Hand dagegen, daß sein Festspiel ¹ »statt vom künstlerischen vom politischen Standpunkt« kritisiert werde, und preisen mit der andern die Tendenz, die sie für die künstlerische Wertlosigkeit entschädigt. Politik ist ihrem Künstlersinn verhaßt, wenn sie die andern treiben: über die Mängel der Kunst hilft ihnen die Gesinnung, die sie selbst haben. Die Konservativen sagen, das Stück sei schlecht; darauf antworten die Liberalen, das sei Politik, und finden das Stück gut, wenn die andern sagen, es sei nur liberal. In solche Diskussion hat sich ein Dichter begeben. Er stellt seinen Kopf unter, wenn Biergläser fliegen. Er ist vom Geist zu den Intellektuellen übergetreten und ehe er ins Volksbewußtsein einging, kam er in die Volksversammlung. Jetzt hat er ein paar tausend Freunde, weil er keinen hatte, der ihn groß ansah, als er den Antrag des Breslauer Magistrats zur Abfassung eines Festspiels annahm. Der ihn fragte, ob er denn die Anreger nicht die Treppe hinuntergeworfen habe. Gerhart Hauptmann hört nicht, daß seine Freunde den Breslauer Magistrat an den »Auftrag« erinnern, den er dem Dichter »gegeben« habe, »das Stück zu dichten«, — er hört nur das Lob seiner Gesinnung. Und Hauptmann dankt.

Sie berufen sich auf den deutschen Geist und auf das bürgerliche Gesetzbuch. Er hat sich einem Zweck attachiert und es gibt keinen Respekt vor dem Geist, wenn es die Frage gilt, ob die Leistung dem Zweck entspreche. Ein Dichter dürfte eher Schuhe als Festspiele liefern, aber der Auftraggeber hätte das Recht, ihn einen schlechten Schuster zu nennen. Es hat Zeiten gegeben, in denen die Anregung eines bürgerlichen Bestellers die Inspiration durch den Genius nicht ausschloß. Gerhart Hauptmann mußte wissen, daß man für heutige Breslauer nicht Verse schreibt und daß das Ergebnis weder den Lieferanten, der aus einer toten Region seines Geistes schöpft, noch den Besteller befriedigen kann. »Nicht weniger als fünfmal«, heißt es, »hatte er die Mitteilung an den Magistrat von Breslau gelangen lassen, daß er das Festspiel lieber nicht schreiben wolle.« Wie kann ein Dichter etwas lieber nicht schreiben«, anstatt es lieber nicht zu schreiben? Wenn ein Festspiel gemacht werden soll, so hat der Dichter der Weber den Herren Lauff und Paul Wilhelm nicht das Brot wegzunehmen, und wenn er fünfmal abgelehnt hat, umso

1 "Festspiel in deutschen Reimen. Zur Erinnerung an den Geist der Freiheitskriege der Jahre achtzehnhundertunddreizehn, —vierzehn und —fünfzehn (Einakter in Versen)". Breslau 1913

schlimmer für ihn, daß er das sechstmal angenommen hat, anstatt dem Magistrat von Breslau zu sagen, er möge ihn gern haben und zu Ehren Deutschlands die Pippa aufführen. Es ist traurig, daß er den Hinauswurf für die schwerere Kränkung hält als die Einladung. Wenn er sie angenommen hätte, um ins deutsche Heim, weil wir grad so gemütlich beisammen sind, revolutionäre Gesinnung einzuschmuggeln, wär's nur eine Taktfrage. Von der Familie Honorar zu nehmen, um gegen sie im Geburtstagsgedicht zu polemisieren, ist Vertrauens— und Vertragsbruch. Gerhart Hauptmann hat nicht sich vor dem Magistrat und den Magistrat nicht vor sich gewarnt und ist nun empört darüber, daß der Magistrat hereingefallen ist. Junker und Pfaffen sind immerhin Junker und Pfaffen. Bürger sind Bürger und wollen ein Festspiel. Aber ein Dichter ist kein Dichter, wenn er es schreibt, und ein Festspiel, das er schreibt, ist kein Festspiel. Kriegervereine, die schließlich mehr Daseinsberechtigung haben als Journalistenvereine, Veteranen, die schließlich sympathischere Leute sind als Rezensenten, wollen es nicht vertragen, daß ihnen zur Feier der Freiheitskriege unter Beweis gestellt wird, daß der Krieg Mord sei, und mit historischen Enthüllungen über den König von Preußen eine Begeisterung ausgedreht wird, die nun einmal da ist und nur etwas Reizung durch poetischen Klingklang gebraucht hat. Solch vorhandenes Pathos, das von dem schlechtesten Vershandwerker am besten bedient wird, steht immer noch über dem Kunstgefühl von Tinterln, die von einem »geschändeten Kunstwerk« sprechen, wenn Besteller sich darüber beschwerten, daß ihnen die falsche Tendenz geliefert wurde. Dieses intelligente Gezücht, welches das Staatswohl unter den Schutz seiner Militäruntauglichkeit stellt, macht sich über Kriegerverbände lustig, deren jüngste Mitglied, das noch keine Schlacht mitgemacht hat, immerhin doch das Verdienst hat, keinen Kriegsbericht geschrieben zu haben.

... Auch Max Reinhardt befindet sich, was selbstverständlich ist, auf Seite der Opposition. Er ist gewillt, des Dichters Widersachern, die zugleich seine eigenen sind, *ein Scharmützel zu liefern*; er hat *den gesamten Festspielfundus aufgekauft* und wird das Spiel in Berlin, in seinem Hause zur Aufführung bringen. Man darf gespannt den Hindernissen entgegensehen, die man der Verwirklichung dieses *Gedankens* in den Weg rollen wird. Was wird alles mobil gemacht werden, Zensur und Kriegerverbände und Jägerwäsche und Veteranenkapellen; aber hoffentlich ist Reinhardts Energie auch diesmal stark genug ...

Er wird sich opfern für die reine Kunst. Er wird, wiewohl er im Bankfach aufgewachsen ist, ein Scharmützel liefern, als ob er einer vom Kriegerverband wär. Er hat, weil er im Bankfach aufgewachsen ist, schon jetzt kein Opfer gescheut und den ganzen Fundus aufgekauft. Nichts wird er davon haben außer hundert volle Häuser nebbich. Aber er darf sich die Generalregie der Freiheit, diese ganze Müller—Meinungerei nicht entgehen lassen. Freiheit zieht, aber Freiheit mit Zensur zieht noch besser. Bis dahin hagelt es Kundgebungen. Die Ratten des Freisinns sind los. Alles, was fortschreitet, freimauert und feuerbestattet, alles, was Fahnen hat und Resolutionen anzettelt, ist zur Stelle. Aus Prag kommt eine sensationelle Meldung:

Die Lese— und Redehalle deutscher Studenten hat an Gerhart Hauptmann eine Zuschrift gerichtet, in welcher es heißt:

»... *Und so drückt Zorn und Empörung uns die Feder in die Hand. Wir, auf deren Fahnen die Freiheit des Geistes und der Wissenschaft geschrieben steht und die wir in einem Lande leben, wo Haß und Heuchlertum gar manche häßli-*

che Erfolge zu zeitigen vermochten, wir fühlen mit Ihnen. Wir wissen, was es bedeutet, wenn *falsche Unterwürfigkeit und launische Willkür ungebärdiger Höflinge die Wahrheit in den Staub zu zerren vermag*. Doch zu herbstem, bitterstem Ingrim wächst unser Unmut, wenn wir vernehmen, daß gerade Gerhart Hauptmanns Kunst, dieses von dem stillsten, zurückgezogensten Dichturfürsten dem Vaterlande geweihte Werk Niedrigkeit und Unverstand zu weichen hatte.«

Die Lese— und Redehalle richtete an Gerhart Hauptmann die Einladung, in Prag einen Vortrag zu halten.

Und Hauptmann dankt. »Mögen Sie nie alt werden in dem, worin Sie jetzt so erquickend jung sind.«

Der Ausschuß der Lesehalle hat diesen Dank Hauptmanns durch Anschlag ans Schwarze Brett zur Kenntnis der Mitgliedschaft gebracht.

Auch das wird telegraphiert. Gerhart Hauptmann wird wohl den Vortrag halten. Auch ich habe dort einmal einen Vortrag gehalten und ich weiß, was es bedeutet, wenn Jugend, die nicht falscher, nur echter Unterwürfigkeit fähig ist, mich in der Pause um hundert Autogramme bittet, meinen Namen in das goldene Buch des Vereins einträgt, mich stürmisch zu einem zweiten Vortrag auffordert, und wenn dann die Freiheit des Geistes zaghaft wird, zurückweicht, sich davonschleicht wie die Bürger in »Egmont« und sich nicht traut, den zweiten Vortrag zu veranstalten, weil der zweitzurückgezogenste Dichturfürst, der Hugo Salus, etwas dagegen hat und weil deutsch gesinnte Jünglinge in einem Lande, wo Haß und Heuchlertum — bei den Tschechen — gar manche Erfolge zu zeitigen vermochten, auf die Gefahr aufmerksam gemacht wurden, daß es ihnen in der Karriere schaden könnte. Es dürfte noch viel Schmalz aus einer Redehalle fließen, ehe Gerhart Hauptmann den Braten riecht. Der »Akademische Verband für Literatur und Musik« in Wien, eingedenk der Hermann—Bahr—Feier und der »akademischen Traditionen von 1813«, begrüßt ihn. Und er dankt allen Geradegesinnten, die, wie er sich schon parlamentarisch ausdrückt, »in Breslau noch immer die erdrückende Mehrheit bilden«, allen aufrechtgesinnten Herren und besonders dem Herrn Ablaß — die Männer der fortschreitenden Entwicklung beißen in der Regel Zulauf und Ablaß —, und er versichert ihnen, daß die Ehrenstellung, die ihm der Liberalismus eingeräumt hat, identisch sei mit einer »Mission, die ihm das Fatum zuteilt«. Sein Wahlspruch sei: »Geh deines Weges gerade, schenken wird sich dir Gnade.« »Womit ich aber«, setzt er hinzu, »nicht die Gnade von irgend jemand außer Gott meine, der allein sie zu vergeben hat.« Und Gerhart Hauptmann wähnt, daß er auch mit diesem Bekenntnis liberalen Ohren imponieren werde. Bis zu der Ablehnung kaiserlicher Gnade gehen sie noch mit, aber dann haperts. Gerhart Hauptmann will trotz seinem Gottesglauben Fortschrittswort werden und er merkt nicht, daß sie bedenkliche Gesichter machen und ihn nur in die Fraktion aufnehmen wollen, wenn er den Gottesglauben draußen läßt. Gott? Nich zu machen. Er telegraphiert etwas von der »Nacht des mittelalterlichen Wahnsinns«: Redner wird beglückwünscht. Aber Gott? Das Wiener sozialdemokratische Blatt, das Gottes Gnade ebenso scharf ablehnt wie die Wilhelms II., erteilt ihm sogar einen Ruffel:

Wir wollen hoffen, daß die Protestbewegung, die Hauptmanns Maßregelung hervorgerufen hat, kräftig und weithallend die *Mission ausübt*, die dem Dichter *als ein ungewolltes Fatum erscheint*. Und an Stelle der mystischen Gnadenerwartung, die ja

Hauptmann im Blute liegt, wollen wir helllodernden Zorn und kraftvoll zupackende Kampfeslust setzen. Denn gegen brutale Junker, skrupellose Pfaffen und bürgerliche Knechtsbrut kommt man mit herrnhutischer Gottergebenheit nicht weit.

Und zitiert sogleich — wen? Den Blumenthal, von dem Gottseidank kein Kompromiß mit Gott zu fürchten ist!

Oskar Blumenthal richtet im 'Berliner Tageblatt' folgendes Gedicht an Gerhart Hauptmann:

Du solltest zur Jahrhundertfeier
Aus Versen winden einen Kranz.
Entklingen sollte deiner Leier
Der Freiheitskriege Not und Glanz.
Doch mußte dir dein Werk mißlingen,
Weil du verkannt hast deine Pflicht:
Die Kriege durftest du besingen —
Die Freiheit nur, die Freiheit nicht.

Welch ein Kämpel! Dieser ausgewitzte Kulissenonkel stellt traun noch immer seinen Mann. Moritz Arndt ist ein Börseaner gegen ihn. Er hat wahrscheinlich noch die Premiere von »Vor Sonnenaufgang« mitgemacht und eine Geburtszange geschwungen. Und Hauptmann hofft im Stillen, daß er seinen Gott doch durchdrücken werde. Und der Dichter, der »Hannele« geschrieben hat und die Verse der Engel, dankt, Die Ratten sind über ihn gekommen. Er dankt den Monisten, die aus einem Arndt'schen Lied Gott entfernt und durch Herrn Häckel ersetzt haben. Er weiß nicht, wie es um ihn steht. Wenn die Monisten Gott haben, dann ist die Sonne untergegangen.

Der letzte Traum

Zum Gedenken an Detlev v. Liliencron

Es war am sechsten Abend, und Gott sprach:
Alles ist gut geworden. Alles. Nur
der Mensch: was ist der Mensch? Er träumt wie Ich.
Er möchte ewig leben, ewig träumen.
Wenn ich nur schlafen könnte! endlich schlafen.

Es war am sechsten Abend, und ein Dichter
sprach auf dem Sterbebett: Was ist der Mensch?
Er hielt die Hand des liebsten Friends umklammert,
er wollt ihn ansehen mit den Schöpferaugen,
sie irrten durch ihn hin wie Säuglingsaugen
durch eine fremde, unerschöpflich fremde,
traumvolle Welt — er stammelte:

Sechs Tage keinen Schlaf. Nur Träume. Hörst du?
Alles war gut. Nur ich — was ist mit mir?
Ich seh da immer Menschenscharen ziehn —
da an der Wand — Heerscharen — Kriegerscharen —
von Land zu Land mit mir — Erobrerscharen —
von Stern zu Stern — zur Schlacht — Schlachtopferscharen —
im Traum — sie opferten sich für Gott hin — hörst du?

Die ganze Welt hin — sich hin — mich hin — Gott! —
Wenn ich nur endlich schlafen könnte — schlafen — —

Diese Verse sind — zur vierten Wiederkehr des Todestages (22. Juli 1909) — dem neuesten Gedichtbuch *Richard Dehmels* »Schöne wilde Welt« entnommen.

Der Wagner—Brief

Der wehmütigen Deutung des Zitats, das die 'Neue Freie Presse' gebracht hatte:

»Als ich am letzten Abend«, schrieb Wagner an Jauner, »nach Ihrem üppigen Souper von Ihnen schied, wußte ich, daß ich nie wieder Wien betreten würde.« Und Richard Wagner ist nach dem Januar 1876 auch nicht mehr in Wien gewesen

ist im letzten Heft durch den Abdruck des »ganzen Briefes« aus dem Glasenapp'schen Werk lebhaft widersprochen worden. Nun stellt sich heraus, daß auch der dort veröffentlichte Text noch nicht der ganze war, und da fast keine Weglassung bezeichnet ist, so liegt die Vermutung nahe, daß der Biograph den Wortlaut nicht selbst verstümmelt, sondern von einer Wiener Seite in verstümmelter Form empfangen hat. Der übernommene Text ist nur unwesentlich verändert; aber es fehlen ganze Sätze, die Wagners Sehnsucht nach Wien, wenn dies nach den bereits bekannten Stellen noch möglich ist, verdeutlichen. Es liegt zutage, daß die 'Neue Freie Presse', die Wagners Verzicht sentimental nimmt, *selbst dessen infame Ursache war*. Es ist aber auch ersichtlich, daß die Kulturgeschichte um diesen Beweis, um Wagners Aussage, gebracht werden sollte. Indes hätte man, ohne dem Andenken Wagners nahezutreten, höchstens ein Recht gehabt, das Andenken des bedeutenden Schriftstellers, den er angreift, durch eine Punktierung des Namens zu schonen. Das geschieht auch hier, wo die Entstellung, die schon vor der Fälschung begangen wurde, nachgewiesen wird. Wagner mußte jenem umsoweniger gerecht werden, als er an ihm nur die Ungerechtigkeit gegen Wagner sah. Dem Milieu der Wiener Presse aber, in das er ihn einbezogen hat, gebührt die ungekürzte Darstellung durch Richard Wagner, also mit den hier in Sperrdruck [kursiv] gesetzten Stellen, die in der Biographie fehlen:

Mein wertester Gönner und Freund!

Sie Unermüdlicher! Muß ich Ihnen immer wieder auf Ihre freundlichen Einladungen ausweichend antworten, da Sie den richtigen Grund meines Davonbleibens wohl verstehen, aber, wie es scheint, nicht zugeben wollen?

Sie haben doch selbst Phantasie; können oder wollen Sie sich die Ergebnisse eines neuerlichen Besuches von mir in Wien nicht ausmalen? Ich dünke wir hätten doch genug davon das letzte Mal erfahren! Glauben Sie, daß die 6 Wochen im Winter 1875 als angenehme Erinnerungen in meinem Gedächtnisse leben? Selbst wenn ich mich gar nicht um die Aufführungen bekümmern, keiner Probe beiwohnen und bloß auf gut Glück bei den Vorstellungen Figur machen sollte, würde ich, wenn ich nur über die Straße gehe oder etwa einem Betteljungen ein Wort sage, *von Eueren herrlichen Zeitungsschreibern im Kot herumgezogen werden*, und — wie die Freunde nun einmal sind — alles von diesen mir wiedererzählen lassen müssen. Nein lieber Freund! Als ich am letzten Abend nach

Ihrem üppigen Souper von Ihnen schied, wußte ich, daß ich nie wieder Wien betreten würde. *Dort, wo ungestraft jeder Lumpenhund über einen Mann wie mich herfallen und seine Jauche über mich ergießen kann, da habe ich glücklicherweise nicht mehr mich blicken zu lassen. Nie! Nie! Grüßen Sie den Staatsrat Hanslick und ... und wie das Gesindel heißen mag. Ihnen, das heißt diesen Herren zürne ich nicht, denn ihr Metier scheint ihnen dennoch in Wien Geld einzubringen? Somit scheint das Publikum doch sie lieber zu haben als mich. Also meinen Segen!*

Besten Glückwunsch und herzliche Grüße von Ihrem

stets ergebenen

Richard Wagner

Bayreuth, 5. September 1879.

Hinter den Kulissen des Ruhms

Herr Rudolf Hans Bartsch, der Liebling, dessen Romanfortsetzungen zu lesen mir dringend empfohlen wird — ich tus aber nicht —, hat kürzlich ein Buch »Der letzte Student« im Aschinger—Verlag Ullstein erscheinen lassen. Durch Zusendung und liebenswürdigen Brief des Verlegers sollte ich, der wahrlich schon bessere Autoren als Herrn Bartsch nicht gelesen hat, für das Büchlein interessiert werden. Ich ließ es wieder abholen, finde aber mein nun einmal angeregtes Interesse durch eine andere Zusendung, die mir der Herausgeber der Zeitschrift 'Über den Wassern', Herr Dr. Johannes Eckardt macht, vollauf befriedigt. Der Artikel heißt: »Die Wandlungen des Herrn Rudolf Hans Bartsch, 1905—1913« und die wesentlichen Stellen lauten:

Vor wenigen Tagen erschien ein billiges Bändchen: Rudolf Hans Bartschs Roman »*Der letzte Student*«. Der Dichter ... erzählt selbst, daß »*Der letzte Student*« als sein erster Roman anonym im Jahre 1905 mit dem Titel »*Als Österreich zerfiel ... 1848*« (bei C. W. Stern) erschienen war ... Der Autor deutet in seinem Vorworte eine Veränderung an; er schreibt: »In dem Buche habe ich nur die allzu redseligen und die *ungerechten*, gehässigen *Meinungsäußerungen* meiner jüngeren Tage getilgt.« Wir werden erweisen, daß dieser Satz irreführt ... Gewiß, R. H. Bartsch bemüht sich, Typen dieser 1848—Bewegung festzuhalten; er hat mit richtiger historischer Einsicht die nötige Auslese getroffen. Interessant ist nun, daß »*Der letzte Student*« einen Typus dieser Bewegung nicht mehr kennt, den der Roman »*Als Österreich zerfiel*« sehr eingehend schilderte und den auch eine Stelle des »Vorwortes« als für die Bewegung von charakteristischer Bedeutung darstellt — *den Typus des Redakteurs, des jüdischen Redakteurs*. Dieser Typus des jüdischen Redakteurs spielt in der 1848—Bewegung eine hervorragende Rolle. Die Juden haben diese Revolution stark begünstigt; sie standen in den ersten Reihen der kämpfenden akademischen Jugend. Sie haben andererseits damals, als die Presse frei wurde, diese Waffe sofort für sich in Beschlag genommen ... *Und diesen »Zeitungshirschele« hat R. H. Bartsch radikal aus seinem ersten Romane »Als Österreich zerfiel ... 1848« gestrichen ...* In dem Romane tritt als charakterisierende Episodenfigur auch ein Buchbindergeselle auf, der heimlich seinen Groll in Versen aus tollt und seine Ideale in Poesien verlebendigt. Im »letzten Studen-

ten« ist das Bild dieses sympathischen Idealisten um wesentliche Züge geändert worden. Der Judenhaß des begeisterten Gesellen, dessen Eltern durch jüdischen Wucher ruiniert worden waren, wurde beseitigt, die bezüglichen Stellen wurden gestrichen ... Um nur ja an ein gewisses Judentum nicht anzustoßen, wird »*das Schachertalent*«, von dem einmal die Rede ist, in »*das Kriechertum*« geändert, wird die »*damals hierin unglaublich freche Presse*« von ihren schändenden Beiwörtern befreit und zur »*Presse*« schlechtweg gemacht; es ist nicht mehr von »*feigen Journalisten*«, sondern nur mehr allgemein von »*feigen Patronen*« die Rede usw. Die Gesinnung aus dem Jahre 1905 tritt am klarsten aus den scharfen Debatteworten hervor, die in der ersten Fassung der Hauptmann dem »*Zeitungshirschele*« zuschleudert. *Wir haben allen Grund, gerade in diesem Hauptmann den Dichter selbst zu sehen, seine Worte für die Überzeugungen P. H. Bartsch's anzusprechen.*

» ... Ihre Gier nach den Rost— und Mottengütern, ihre Geschälte und Profite und vor allem ihre Lüsternheit auf unsern herben Boden pflanzen und fortwährend dabei rufen: Wir sind die Euren! Was, Herr Hirsch? Und haltet dabei eine Brandfackeln in den Krügen versteckt wie eure Vorväter, als sie Schlafende überfielen! All denen, die *eure perfiden Heuchelblätter* lesen, werdet ihr in fünfzig Jahren die Meinung eingespritzt haben, das Thermometer menschlichen Glückes steige und falle mit dem Kurszettel ... Mir brennen die Schläfen, wenn ich daran denke! Ihr seid die Schmarotzermistel an der deutschen Eiche ... Erst schmückt ihr sie beinahe, dann bedeckt ihr sie und sie trägt zuletzt Mistellaub anstatt ihres eigenen und stirbt ab ... Ein großer Gott helfe uns von euch! ... «

Man wird ohne weiters zugeben, daß mit diesen Sätzen ein Judentypus, eine Judenpresse, eine Judenliteratur gekennzeichnet wurde, die wie schlechte Pilze im gesunden Boden wuchern und jenes Judentum in Mißachtung mitreißen, vor dem man Achtung zu haben verpflichtet wäre. Man bedauert, daß dieser Judentyp die Macht der Öffentlichkeit durch die Macht seiner Presse eroberte; und man versteht, daß *ein Erfolg* oft nur *von diesen Tyrannen abhängt* ... Man darf mit Recht bedauern, daß sich die von jenem Judentyp freie Öffentlichkeit des Romanes nicht annahm. Aber noch schmerzlicher muß man feststellen, daß ein begabter Dichter *mit jenem Judentyp Kompromisse schloß*, daß ein R. H. Bartsch sich nicht scheute, aus seinem Romane »*Als Österreich zerfiel*« das Buch »*Der letzte Student*« zu machen ... Für die starke deutsche Literatur aber bedeutet *dieses Sichausliefern an jene Machthaber* ein trauriges Kapitel. Man versteht jetzt einen tieferen Sinn aus dem Zitate der 'Neuen Freien Presse' (Wien): »*Der Dichter Bartsch und der unbestrittene Publikumsgünstling waren aber keineswegs zur selben Stunde geboren*« — und *schämt sich*, die Anzeige einer solchen Geburt melden zu müssen.

Warum sollte man sich schämen, da sich Herr Bartsch nicht geschämt hat? Die Enttäuschung ist kaum verständlich. Schwammerl drüber! Ich habe immer gesagt, daß Zwölf aus der Steiermark auf ein Dutzend gehen und ich weiß, daß der arische Typus sich vom semitischen nur durch die Fähigkeit un-

terscheidet, sich diesem zu assimilieren. Ehe ich einen Heimatkünstler anerkenne, warte ich immer, bis er jourfähig ist, um ihn zu mißachten. Späterhin bleibt nur noch die Frage offen, ob die ihm zugewachsene Kultusgemeinde die Bekehrung auch dann verträgt, wenn ihr das geistige Vorleben des Herrn in vollem Umfang bekannt wird. Zum Glück können Tatsachen, die für sich selbst sprechen, einem Autor nicht schaden, wenn sie auch durch die Fackel sprechen. Und überhaupt: Gesinnung nennt das Gesindel nur jene, zu der Herr Bartsch sich bekehrt hat; es sieht nicht, daß sie fehlt, sondern daß sie nicht mehr fehlt. Einer hat sich geläutert, und dieselbe schmalzpolitische Überzeugung, die jetzt für den armen Gerhart Hauptmann brodeln wird, Lippen fett machen, die von einem guten gediegenen Bartschroman zu erzählen wissen.

Inzwischen haben auch die 'Süddeutschen Monatshefte' in einem Protest des Hirsch unter dem Titel »Meine Ermordung durch Rudolf Hans Bartsch« den prächtigen Fall behandelt. Freilich erfährt man nicht, wer für den rekurrierenden Hirsch, der sich über den anonymen Mut des Bartsch von 1905 lustig macht, das Wort führt. Auch werden die kräftigsten Stellen, deren Unterschlagung dem Bartsch von 1913 zur Last fällt, vom unbekanntem Ankläger so gut vermieden wie vom bekannten Bartsch. Gleichwohl ist die Anklage wirksam genug formuliert und durch neues Material unterstützt. Hirsch ruft:

... Ich hab es ausgerechnet: es fehlen rund fünfundsiebzig Seiten Ullsteintype. Es ist wie ein Carlos ohne Posa, wie der Kaufmann von Venedig ohne Shylock, wie Faust ohne Mephistopheles! Ich sehe ab von allem Persönlichen. Aber ich finde kein Wort, züchtigend genug, für den, der so mit seinem eigenen Werk umspringt: aus einem Buch eine Hauptperson, den Gegenspieler, ohne jede Rücksicht auf Stimmung, Zeitfarbe, Zusammenhang, Aufbau einfach herauszuberechnen unter dem heuchlerischen Vorwand »in dem Buche habe ich nur die allzu redseligen und die ungerechten, gehässigen Meinungsäußerungen meiner jüngeren Tage getilgt«. Bin ich vielleicht eine Meinungsäußerung?... Natürlich bin ich zu tief mit der Grundanlage verflochten, als daß ich nicht fast auf jeder dritten Seite auftauchte: alles kann er nicht streichen! Wissen Sie, wie er sich hilft? Oh, es ist heiter: er teilt mich auf wie die Türkei! Er verteilt meine Repliken gemütlich an die anderen Personen, unbekümmert, ob sie in ihrem Munde denselben Sinn, dieselbe Farbe, dieselbe treibende Kraft haben ... ich bin »ein Student«, »einer«, »ein anderer«, »ein Mann«, »eine Stimme« ... Aber es ist Bartsch gleichgültig, ob sein Erstlingswerk himmelschreiend verstümmelt ist, ob Szenen fallen, die er heute nie mehr schreiben könnte, und wenn er die Götter auf den Knien darum bäte, ob ganze Szenen ihre Beleuchtung, ihren dramatischen Sinn verlieren: es gibt kein Glied, das er seinen Kindern nicht abhackte, nur um sie im Krüppelhaus Ullstein unterzubringen ... Er streicht die Biographie des antisemitischen Buchbinders, — die Geschichte eines jungen Menschenlebens auf eine halbe Seite zusammengepreßt ... In der Urfassung sind die Wiener »Unfähige«; in der neuen »ewig Unmündige«; vielleicht werden sie in der nächsten »ein unsäglich begabtes Volk mit einem gewissen Mangel an Selbständigkeit«. Nun fehlt dem Wiener nicht mehr »die feine Grazie des Umgangs« und die »geistvolle Anmut« ... und gefallen ist der Satz: »Die Kunst duldet er: aus einer Art Scham. Sollte sie aber von ihm leben, sie müßte verschmachten«. Man nähert sich an, man ist nicht

mehr so unzufrieden miteinander; *man schont Wien, um nicht in den Verdacht zu kommen, ein Leser der 'Fackel' zu sein ...* Gottschalk sagt auch nicht mehr zu seinem besoffenen Vater »Pfui Teufel«, sondern ganz höflich »Laß mich!« Ich aber sage nicht »Laß mich«, sondern grob und deutlich »Pfui Teufel«, und ich glaube, ich bin nicht der einzige, der so sagt.

Ich aber glaube, daß die Mehrzahl sagt: »Warum nicht, recht hat er«.

13. Juli. Herr Rudolf Hans Bartsch selbst sagt es. Ich habe — noch knapp vor dem Druck — die Zitate, die ihn belasten, eigens gekürzt, um seiner Verteidigung Raum zu schaffen. Nun also hat man den Eindruck, daß die Ankläger des Herrn Bartsch hinter der Vehemenz, mit der er gegen sich vorgeht, weit zurückbleiben. Es sollte bewiesen werden, daß jener Bartsch, der ehemals die Presse verachtet hat, sie jetzt schont. Und er geht her und verehrt sie! Schreibt der Neuen Freien einen Brief als »in Dankbarkeit und Verehrung Ihr ergebener«. Der Entschluß, die Karikatur des jüdischen Journalisten zu beseitigen, sei ihm »aus dem Herzen gekommen«. Das steht zwar nur in dem Begleitbrief, den Herr Bartsch der Neuen Freien Presse mit seiner Erwiderung geschickt hat, aber sie tut ihm den Torte an und druckt auch den Begleitbrief. Herr Bartsch, der jetzt reinen Herzens das verworfenste Exemplar der Hirsch—Presse verehrt, scheint nicht so sehr die Verpflichtung zu fühlen, sich gegen die Angreifer wegen der Streichung zu verteidigen, als vor der Hirschpresse wegen der Erschaffung des Hirsch. Er habe die Figur gestrichen,

weil ich sie für eine gehässige Karikatur ohne künstlerischen Wert halte, die ihre Entstehung dem theoretischen Antisemitismus eines *jungen Menschen* verdankt, der *noch keinen Juden persönlich kannte* . (Die Figur entstand in dem *politisch bewegten* Jahre 1897 nach der Lektüre des großen Werkes von *Chamberlain* .)

Wie das politisch bewegte Jahr 1897, in dem Deutsche und Tschechen um die Sprachenverordnungen raufte, den Antisemitismus des Herrn Bartsch befruchten konnte, bleibt ein psychologisches Rätsel. Dagegen ist der Hinweis auf die Verführung durch die Lektüre Chamberlains so rührend, daß man solche Schwäche getrost als eine der Grundlagen des 20. Jahrhunderts auffassen kann. Umso rührender, als Chamberlains Werk 1899 erschien, also seine Schatten auf Bartsch vorauswarf. Was aber die Erklärung anlangt, daß er damals noch ein junger Mensch war, der noch keinen Juden persönlich kannte, so verdient sie, wiewohl man schon als ganz junger Mensch Juden persönlich kennen lernen kann, darum besonders hervorgehoben zu werden, weil sie beweist, mit welcher Phantasie die Natur diesen Romanschriftsteller begabt hat. Man kann ihm aufs Wort glauben, daß er bis zur Niederschrift seines Buches im Jahre 1897, ja bis 1905, als er mit seinem Verleger in Verbindung trat, keinen Juden persönlich kannte, und daß er, als er dann nach und nach auch die Rezensenten kennenlernte, einsah, daß die Juden zu jenen Persönlichkeiten gehören, die bei näherer Bekanntschaft gewinnen. Endlich, als er erkannte, daß man bei ihrer näheren Bekanntschaft auch gewinnt, mag er sich entschlossen haben, die »feigen Journalisten« nur mehr »feige Patrone« zu nennen. Diesen schreibt er nun:

Weiters betone ich, daß keiner der Ehrabschneider, welche mir feiges Handeln zum Vorwurf machen, mich persönlich kennt; ich hoffe, daß er dann solche Vorwürfe nie erhoben hätte.

Wie kann Herr Bartsch von jenen, die ihn nicht persönlich kennen, mehr Gerechtigkeit verlangen, als er in der Zeit von 1897 bis 1905 für die Juden übrig hatte? Und wer hat ihm denn persönliche Feigheit vorgeworfen? Herr

Bartsch irrt. Es ist selbst von der ihm feindlichsten Seite nicht behauptet worden, daß er sich nicht traut, nachts allein durch einen Wald voller Wölfe zu gehen. Es ist nur behauptet worden, daß er sich mit den Hirschen nichts anfangen will. Es ist nicht behauptet worden, daß er sich nicht traut, jeden seiner Angreifer zum Duell herauszufordern und mit der Waffe in der Hand etc. Es ist nur behauptet worden, daß er lieber den Journalisten eine Ehrenerklärung gibt und daß ihm die Romane, die sie ihm abnehmen, und die Feuilletons, die sie über ihn schreiben, und die Auflagen, zu denen ihr Publikum ihm verhilft, viel Spaß machen. Man kann im bürgerlichen Leben der mutigste Mann sein und dennoch in der Literatur Wert auf gute Verbindungen legen. Herr Bartsch kündigt an, daß er jetzt »an zwei Werken arbeite«, die »an Mächten Kritik üben«, deren jede sein »Lebensschicksal zerstören kann, was das Judentum nie vermöchte«. Herr Bartsch überschätzt den Einfluß jener zwei Mächte auf den Büchermarkt. Die zwei Werke, an denen er arbeitet, wird die dritte Macht überschätzen, und das ist die Hauptsache. Herr Bartsch, dem es gewiß nicht schaden wird, wenn er sich für ein Opfer der »Klerikalen« hält, verwickelt sich aber in einen Widerspruch, wenn er einerseits von der Macht dieses Feindes schwärmt und andererseits behauptet, die Angriffe seien »in einer Reihe von Zeitschriften — zumeist in kleineren Parteiblättern — erfolgt«. Die Angriffe sind außer in einer konservativen Revue und in den größten Parteiblättern auch in den 'Süddeutschen Monatsheften' erfolgt, Herr Bartsch hat die Anklage in dieser Zeitschrift gelesen, ihr, nur ihr gilt seine Erwiderung, die den Titel führt: »*Mein Mord an Herrn Hirsch*«, aber er verzichtet stillschweigend auf jeden Versuch, hier einen klerikalen Ursprung nachzuweisen. Er verteidigt sich gegen den einen, indem er vorgibt, ein anderer habe ihn angegriffen, und beruft sich auf das Urteil »aller anständigen Deutschen«. Er teilt sich selbst auf wie den Hirsch. Er ist in hohem Grade opferfähig. Er arbeitet jetzt gegen zwei Mächte. Er wird vermutlich am Militarismus und am Klerikalismus Kritik üben. Er wird aber nie sagen können, daß er bis dahin keinen Offizier persönlich gekannt habe. Denn er war selbst einer. Er war zuerst Hauptmann und schreibt erst später gegen den Militarismus. So gehört sich's. Nicht aber so, daß man zuerst gegen den Journalismus schreibt und dann Journalist wird.

Glossen

ERSTENS UND ZWEITENS

Amtlich wurde mitgeteilt:

»In der Nacht vom Samstag den 24. auf Sonntag den 25. d. hat der gewesene Oberst Redl durch Selbstmord geendet. Redl hat diese Tat vollführt, als man im Begriff war, ihn folgender schweren und außer Zweifel gestellten Verfehlungen zu überweisen:

1. Homosexueller Verkehr, der ihn in finanzielle Schwierigkeiten brachte.
2. Verkauf reservater dienstlicher Behelfe an Agenten einer fremden Macht.«

Wenn 1. schwerer wiegt als 2., dann ist nichts zu retten. Wenn aber 1. nur vorangeht, weil 2. folgen muß, dann verhindere man 2., indem man 1. straflos macht. Daß die Folge von 1. Erpressung ist, rührt den Staat nicht. Wenn aber die Folge von Erpressung 2. ist und wenn man den Anschein er-

weckt, als wollte man Landesverrat mit unwiderstehlichem Zwang entschuldigen, dann bleibt zur Verhinderung des Landesverrats nichts übrig als die Homosexualität freizugeben. Falls man nicht etwa glaubt, daß ein homosexueller Offizier, der in Erpresserhänden ist, Selbstmord vor dem Landesverrat begehen müßte — was aber schon gar normwidrig wäre.

* * *

SIE WERDEN SICH HÜTEN

Die 'Militärische Rundschau', das offizielle Organ des Kriegsministeriums:

Anlässlich des Falles Redl erschienen in einzelnen Tagesblättern angeblich von k. u. k. Generalstabsoffizieren herrührende Artikel und sonstige Mitteilungen, in denen die ungenannten Verfasser ihre Generalstabsoffizieren zugeschriebenen Meinungen über den vorerwähnten Fall kundgaben. Wir sind ermächtigt, festzustellen, daß kein Zusammenhang zwischen diesen Publikationen und irgendeinem Offizier des k. u. k. Generalstabskorps besteht.

Die 'Zeit':

In der Armee gibt es rund 500 Generalstäbler und 300 Zugeteilte, die sich auf etwa 75 Garnisonen verteilen. Wie kann das Kriegsministerium die kühne Behauptung aufstellen, daß kein Zusammenhang zwischen den ihm offensichtlich unangenehmen Publikationen und »irgendeinem Offizier des k. u. k. Generalstabskorps« besteht? *Die betreffenden werden sich hüten*, dem Ministerium eine gehorsamste Meldung darüber zu erstatten, und unser Blatt, das tatsächlich Zuschriften und Mitteilungen aus Generalstabskreisen erhalten hat, wird das Vertrauen der Einsender nicht enttäuschen.

Aber die Einsender sollten das Vertrauen der 'Zeit' enttäuschen. Es ist Zeit. Und das militärische Preßbüro im Kriegsministerium sollte erklären, daß auch kein Beamter des militärischen Preßbüros für die 'Zeit' schreibt. Die, die nichts geschickt haben, sollen es sagen. Die müssen sich ja nicht hüten. Und solche, die sich hüten müssen, können nicht mehr Offiziere sein. Denn es ist nicht Sache von Offizieren, sich zu hüten. Es ist Sache von Journalisten, und nicht einmal die tun es.

* * *

AH SO

Die 'Militärische Rundschau':

... Für alles Minderwertige, ob physisch oder moralisch minderwertig, ist in unserem Beruf kein Raum ...

Bei einem so großen Organismus, wie es die Armee ist, kann niemals die Garantie geboten werden, daß nicht Individuen, die nicht in sie gehören, in ihr Eintritt finden. Auswüchse werden sich auch in unserem Stande wiederholt ergeben. Aber der Charakter unseres Organismus bewirkt es, daß solche Auswüchse in dem Moment, als man sie entdeckt, auch sogleich beseitigt werden ...

Aber, dagegen muß die 'Zeit' nichts haben, denn es geht nicht gegen Offiziere, die sich journalistisch, sondern nur gegen solche, die sich homosexuell betätigen.

* * *

HEITERES AUS ERNSTER ZEIT

»Er hat mit seinen Kameraden gegessen und getrunken, Salz und Brot mit ihnen geteilt ... «

Das wäre das Geringste!

*

»Das unselige Geschlecht der *Ephialtes* stirbt nicht aus. *Herostratische* und gewinnsüchtige Motive fördern Immer wieder das *Kainsdenkmal* der Verräterrasse zutage.«

Ein schönes Krätzeln ist da beisammen. Aber der Theaterplauderer, dem der Fall Redl zugewiesen wurde, hat jedenfalls das Kainsmal mit dem Kainzdenkmal, das ja auch böse genug ist, verwechselt.

*

»Oberst Redl lebte als junger Offizier behufs Erlernung der russischen Sprache längere Zeit im Kaukasus, wo er *naturgemäß* mit russischen Offizieren verkehrte.«

*

»Bestätigt sich dies, darin zeigt es wohl die ganze Skrupellosigkeit dieses gefährlichen Spions, der neben seinen positiven Verbrechen auch eine Reihe *schwerer Verfehlungen durch Passivität, durch laxes Verfahren auf dem Gewissen* hat.«

*

Dieser Auffassung widerspricht am nächsten Tag Herr Salten:

»Der Arzt, der den tödlichen Keim empfängt, ist ein willenloses, ein ahnungsloses Opfer und ein wehrloses dazu. Der Oberst Redl jedoch war nicht willenlos, nicht ahnungslos, und er war kein Opfer. Ihm ist nichts geschehen, was er in unschuldiger Passivität hätte erleiden müssen. Er hat Handlungen begangen, zu denen sehr viel *aktive Entschlossenheit* gehört. Gegen Ansteckung hätte er sich wehren können ... Er ist auch gar nicht von außen her infiziert worden.«

*

Sexualdemokratisches:

»... Man sieht daran, die *Homosexualität*, die Erpressungen und die dadurch entstandene Zwangslage zum Staatsverrat sind *dumme Ausflüchte*, die kein Mensch glauben kann, selbst wenn sie Redl vor seinem Tode gebraucht hat, um seine Missetat zu beschönigen. *Es ist gewiß*, daß Redl *auch gleichgeschlechtlichen Verkehr suchte*; aber das war seine kostspielige Leidenschaft. — — Die Blätter, die sich so stellten, als glaubten sie an die Homosexualität und daran, daß auch dieser unglücklichen Veranlagung das ganze Unglück entsprungen sei, *strafen sich aber selbst Lügen*, indem sie erzählen, daß Redl Beziehungen zu *Frauen* gehabt habe.«

*

Vorher wurde nicht einmal die Spionage bemerkt, aber nachher:

»Wenn man die Wohnung betritt, bietet sich dem Beschauer sofort ein Moment, das *auf die Charaktereigentümlichkeiten* Redls ein *grelles Licht* wirft. Die ganze Wohnung ist *Rot in Rot* gehalten, wohin man kommt, *grelles Rot* ... Aber die Wohnungseinrichtung Redls gibt auch sonst Gelegenheit, seinen *Charakter* kennenzuler-

nen. Die vielen Kästen, die in der Wohnung standen, waren *direkt vollgestopft* mit Uniformen und der reichsten Zivilgarderobe, alles in feinsten Qualität hergestellt, gestickte Servietten und Tischtücher wurden in großen Quantitäten vorgefunden. Daß Redl für diese seine Vorliebe große Summen auslegte oder schuldig blieb, beweist auch der Umstand, daß beim Bezirksgericht auf der Kleienseite die Klage einer Wäschefirma auf Zahlung eines Restbetrages von 278 K überreicht worden ist ... *Noch in der letzten Zeit* hat sich Redl, wie bekannt geworden ist, bei einem in einem Prager Vorort wohnenden Regimentsarzt, der sich auch mit der Zahnpflege beschäftigt, acht *goldene* Brücken machen lassen ... «

*

An anderer Stelle soll gar gemeldet worden sein, daß er nicht weniger als zwei Dutzend Taschentücher besessen habe. Und alles das entdeckt man erst jetzt!

*

»Was Redl verraten hat, bleibt ein Geheimnis.«

* * *

UND DAMIT AUCH DER CLOWN, DERS AUF DESPERANTO SAGT, NICHT FEHLE

Redl

Ein Homosexualler	Ein Homosexueller
Ißt aber, trinkt, reibt sich an Jünglingen	Läßt sich nichts abgehn und verkehrt homosexuell
Wo der Ferdl an einem Mieder hakt, wird das Gemach transparent	Wo der Ferdinand — nein, falsch, wo der Alfred mit einem Weib zu tun hat, ist es ihm um ein Alibi zu tun
Ein fürs Schaugerüst Sinnender	Ein Dramatiker
Der Prinz, in dessen feinhäutiges Gewissen die Kunde stürmt, der fromm lächelnde König habe ihm die Mutter entehrt und den Vater gemeuchelt;	Hamlet
der Greis, der den Kindern das Reich und die Krone hingab und von den Kindern dann aus dem Obdach in Unwetter und Leibesnot gestoßen wird;	Lear
der Wucherer und Wortspalter, den Wortspalterlist aus tückisch erwuchertern Rechtsanspruch schleu-	Shylock

<p>dert;</p> <p>der im Mohrenfell alternde Held, den, in einer luftlosen Bürgerwelt, blind gläubiger Heroswahn aus dem Bezirk sittlicher Menschheit treibt</p> <p>Beelzebubow krallt sich fest in den kleinen Finger</p> <p>wenn Belial Diabolowitsch winkt</p>	<p>Othello</p> <p>hat ihn schon, nämlich Rußland, nämlich der Teufel</p> <p>derselbe dasselbe</p>
---	---

*

BRESLAU

<p>Die Biermimik bis ins letzte Viertel des Brachmonds fortzusetzen</p> <p>Den Jokus vor dem Fristtor enden</p>	<p>Das Festspiel noch bis Ende Juni ge- ben</p> <p>Das Festspiel vor der Frist absetzen</p>
---	---

* * *

DER SKANDAL EINES ÜBERHAUPT NICHT AUFGEFÜHRTEN FESTSPIELS

Ein gewisser Mühsam, der aber trotzdem nicht Anarchist ist, sondern im Gegenteil »Professor an der Freien Hochschule in Berlin«, aber auch das nicht, sondern nur, wie nachträglich festgestellt wurde, »Dozent an der Frauenhochschule« und gebürtiger Österreicher, verfaßte anlässlich des 25jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Wilhelm II. »und im Auftrage des österreichisch—ungarischen Huldigungskomitees in Berlin ein allegorisches Festspiel in schwungvollen Versen«, betitelt. »Germania und Austria«. Der Quark wurde uns spaltenlang »in loser Reihenfolge« reproduziert:

Germania. Alle Völker, die im Lande sind, / Zeigen, daß sie wohl-
gesinnt. / Wohlgesinnt dem Kaiser und dem Reich ... /

Borussia. Fest, so seh' ich, ist das Band, / Das Öst'reich knüpft an
unser Land. /

Germania. Was je ein Land nur bieten kann, / Dein eig'nen Sohn
und jedermann, / Das steht hier auch dem Fremden offen ... /

Borussia. Von allen Völkern, die in Preußen leben, / Und ihr Ge-
schick mit dem von uns verweben, / Lieb' ich die Österreicher nun
am meisten ... /

Austria. In diesen Blütenkranz der Treue / Flechten Liebe wir hin-
ein ... /

Borussia. Wie Preußens König seine Gäste ehrt, / So sind sie uns
stets lieb und wert ... /

Borussia. So oft auf eurem Heimatboden / Sich Kämpfe um die
Macht erhoben, / Wenn sich die Völker maßen kühn im Streit /
Und wilder Hader herrschte weit und breit, / Dann hatte ich in
Preußen nicht zu klagen, / Ich darf es euch zum Ruhme sagen. / In

Preußens Land schient ihr geeint, / Nicht war der eine hier des andern Feind. /

Austria. Wir haben heute alle nur das Streben, / In Treu' und Einigkeit bei Euch zu leben. / Nicht kennen wir hier Herrschende und Sklaven, / Wir sind hier Menschen nur, nicht Deutsche oder Slawen ... (Legt an den Sockel der Kaiserbüste einen großen Lorbeerkranz.) Da ihr zur Feier alle seid bereit, / Sei dieser Kranz dem Kaiser nun geweiht, / *Dem deutschen Kaiser, der in Sturm und Nacht / In Liebe über Habsburgs Völker wacht, / Der allzeit treu zu uns'rem Königs—Kaiser steht ...*

Das *szenisch geschickt arrangierte, farbenprächtig ausgestattete* stimmungsvolle Festspiel bringt die herzlichen Gefühle zwischen den beiden verbündeten Staaten im allgemeinen und der in Deutschland lebenden Österreicher für ihr Adoptivvaterland im besondern sehr wirkungsvoll zum Ausdruck.

Nach dieser Probe auf den Festspielgeschmack eines Blattes, das zugleich für Gerhart Hauptmann zu entbrennen anfing, erschien eine Personalnachricht, die die Persönlichkeit des Mannes richtigstellte, »aus dessen Feder« — so nennt man das, was die Leute in der Hand haben, wenn sie schreiben — »das in Berlin bei der Kaiser Wilhelm—Jubiläumsfeier der österreichisch—ungarischen Kolonie aufgeführte Festspiel stammt«, wohlgemerkt stammt. Daß diese Kolonie es anhörte, ohne sofort aus dem österreichischen Staatsverband auszubrechen und aus dem Adoptivvaterland im besondern zu den Eskimos ¹ zu entfliehen, schien unglaublich. Da kam die dritte Kundmachung über den Herrn Mühsam:

Wie unser Berliner Korrespondent berichtet, ist das von Dr. Kurt Mühsam verfaßte Festspiel bei der Kaiser Wilhelm—Jubiläumsfeier der österreichisch—ungarischen Kolonie *nicht* zur Aufführung gelangt. Die Kolonie hat überhaupt keinerlei Aufführung veranstaltet, sondern dem Kaiser Wilhelm durch den österreichisch—ungarischen Botschafter eine Huldigungsadresse überreichen lassen.

Kaum war dies geschehen, erschien eine vierte Kundmachung über den Herrn Mühsam, der sich jetzt einem »lobenswerten, aber wenig dankbaren Tun gewidmet« haben sollte, indem er nämlich ein Stück, das nicht von ihm, sondern von Euripides ist, »den Bedürfnissen weiterer Kreise angepaßt hat«. Zu diesem Zwecke hat der Herr Mühsam sich genötigt gesehen, »einige Umänderungen vorzunehmen«, und er gibt sich der Erwartung hin, daß das Werk nunmehr »im Rahmen des klassischen Repertoires einen dauernden Platz« behaupten werde.

Die Abweichungen bestehen im wesentlichen darin, daß *allzulange* Selbstgespräche unterbrochen sind, den Chören die gebundene Sprache *zwar teilweise belassen* wurde, die übrigen Auftretenden sich aber einer versfreien, *doch getragenen* Redeweise bedienen und daß Phädra, ehe der Tod eintritt, für wenige Minuten zum Bewußtsein erwacht und mit Theseus spricht. *Letzteres wird vielleicht Widersacher finden.* Tatsächlich wirkt es keineswegs störend auf den Fortgang der Geschehnisse und ist durch die Absicht des Bearbeiters, der heutigen Bühnentechnik gerecht zu werden, *begründet.* Die Arbeit Mühsams ist nicht nur einer beachtenswerten *Idee* entsprungen, sondern auch mit Ernst durchgeführt.

1 Man beachte bitte die Fußnote im Aufsatz "Die Entdeckung des Nordpols" in Heft 287

Man kann nur hoffen, daß auch diese Meldung eine verbrecherische Irreführung der Neuen Freien Presse bedeutet. Die Vorstellung ist zu furchtbar, daß dem Euripides dadurch, daß ihm der Mühsam seine getragene Redeweise zukommen läßt, wirklich geholfen würde. Wenn »Hippolyt« aufgeführt wird, dann mache ich einen Skandal und erzwinge die Aufführung von »Germania und Austria«.

* * *

NO WAS HAT ER DENN

Die Leitartikel der 'Mittagszeitung' sind immer gut.

»Petersburgs zwiespältige Herrenmaske hat den diplomatischen Furor der noch ungegorenen Balkanstaaten in blindwütige Raselei gehetzt und Frankreichs demütig wedelnde Hinterlist blies das rauchende Feuer an.«

* * *

EIN KLARER FALL VON NEBEL

Der Graf Sternberg, dessen Kraft sich vielleicht mit seinem Problem erschöpft hat und der vor seiner Rehabilitierung mehr Leben in die österreichische Dürre gebracht hat als die mittelmäßigen Träger größerer Tendenzen, war in einem Nachtlokal das Opfer eines Überfalls. Er sagte darüber zu einem Interviewer:

Ich gehe in Nachtlokale seit Jahren fast immer allein, weil die Musik und der Lärm meine Gedankenarbeit mir erleichtern. Diese psychische Ablenkung gestattet mir eine innere Konzentration, und den größten Teil meiner Literatur, meine Rede, habe ich in Nachtlokalen durchgearbeitet und sie dann am nächsten Tage entweder gesprochen oder diktiert. Auch diesmal habe ich den ganzen Abend gearbeitet, geistesabwesend von dem, was sich auf der Bühne zugetragen hat, so daß irgendeine Kombination in dieser Richtung ganz falsch ist ...

Der Artikel aber, den der Graf Sternberg über den Vorfall erscheinen ließ, dürfte demnach nicht im Moulin rouge entstanden sein. In diesem Artikel, in dem der Autor die Attacke eines Negers auf dunkle Weise mit dem Fall Redl verknüpft, beklagt er sich über einen Staat, wo »der eine nach rechts, der andere nach links zieht«, wie folgt:

Verehrteste Redaktion!

Es ist unglaublich, was in Österreich möglich ist. Ich saß am 1. Juni, nachdem ich bis Mitternacht gearbeitet hatte und dann etwas Luft schöpfen ging, im Kaisergarten und besuchte den Moulin Rouge, wo ich wie gewöhnlich an einem kleinen Tischchen allein eine halbe Flasche Champagner trank. Ich saß mitten im Auditorium, ganz am Rand der Logen. Plötzlich erschien ein Neger vor mir ...

... Wenn man aber das Curriculum vitae liest, welches bei der Untersuchung (des Falles Redl) an den Tag gekommen ist, so ist dieses die schrecklichste Anklage gegen die bei uns herrschenden Verhältnisse ... dann ist für uns der Fall Redl kein Fall Redl mehr,

sondern ein Fall österreichischer Offiziersehre, und wir fragen uns alle, ob solche Verhältnisse nicht gründlich geändert werden müßten.

Aber auf eines möchte ich aufmerksam machen: Wie kann ein Staat gedeihen, wenn der eine nach rechts, der andere nach links zieht, wie es bei uns geschieht? Das Preßbüro des Kriegsministeriums wollte den Fall vertuschen, *und es wäre seine Pflicht gewesen, es zu vertuschen*, da *der Schaden, der durch die Veröffentlichung angerichtet wurde, viel größer* ist als der Verkauf der Dokumente, und die Preßbüros der anderen Ministerien haben alles getan, um den Fall *breitzutreten* ... Ich kann nur sagen quo usque tandem, wie lange noch. Der bloße Gedanke, daß im Fall des Krieges der Generalstabschef einer Armee, zu welcher Stellung der Oberst Redl ausersehen war, ein von Rußland gekaufter Mann war, der die zwei Armeekorps, die Söhne unseres böhmischen Volkes einfach in den Tod geführt hätte, ist so grotesk und so erschütternd, daß man sich nur wundern muß, daß die ganze österreichische Öffentlichkeit nicht einen *lauten Protest* dagegen erhebt.

Furchtbare Lichtblicke sind in der letzten Zeit in jenes Dunkel gefallen, in welches das offizielle Österreich die Völker zu hüllen versuchte. Idiotismus hat zu allen Zeiten sich in Geheimnistuerei verkrochen, aber eines vergesse man nicht, daß dieses geheimnisvolle Treiben die unglaublichsten Gerüchte zeitigt, und wenn an den maßgebenden Stellen gehört werden würde, was die breiten Schichten als unumstößliche Tatsachen annehmen, so würde man geradezu erschrecken.

Es war also ein weißer Neger im lichten Nebel. Jedenfalls ist es nicht leicht, in die Klarheit, die den dunkeln Fall umhüllt, Einblick zu gewinnen und durch Vertuschung hinter das Geheimnis zu kommen. Aber ein Graf sollte sich mit Zeitungsleuten nicht abgeben. So einer kann durch nichts beweisen, daß er ein braver Mann ist, und benützt nur schadenfroh die Gelegenheit, einen, der auch sonst mehr Spiritus hat, bloßzustellen.

* * *

ES SIND IHRER FÜNF

» ... Der Kaiser besichtigte im Atelier noch andere Bilder von Julius v. Blaas und seinem Vater Karl v. Blaas. Er fragte, ob sein Bruder Eugen *noch immer Venezianerinnen male*. Herr v. Blaas bestätigte es und meinte, daß auch Eugens Sohn Maler sei und sehr tüchtig ist. Der Kaiser sagte: »Da stirbt ja die Generation nicht aus!« Lächelnd erwiderte Herr v. Blaas: 'Jetzt sind wir fünf!' ... «

Er meinte, daß Eugens Sohn Maler sei und sehr tüchtig ist. Das erste ist eben Ansichtssache, das zweite greifbare Tatsache. Es kann einer, der kein Maler ist, sehr tüchtig in seinem Fach sein, und es muß einer, der sehr tüchtig ist, darum noch kein Maler sein. Zum Beispiel, wenn er auch seinerseits Venetianerinnen malt. Das Venetianerinnenmalen ist etwas, wozu vor allem Solidität und Ausdauer gehört. Aber man muß es, wiewohl es nicht eigentlich Genie ist, mitbekommen haben. Entweder man hats oder man hats nicht. Die Familie Blaas ist meines Wissens die einzige Familie in Wien, wo Venetianerinnen gemalt werden. Durch Generationen kann diese Fähigkeit schlafen.

Aber plötzlich erwacht sie wieder in einem Urenkel und das erste, was er tut, wenn er auf die Welt kommt, ist: er setzt sich hin und malt Venetianerinnen. Der Vater wollte, er solle dereinst Neapolitanerinnen malen, aber nein, der Junge hat seinen eigenen Kopf, er malt Venetianerinnen. Da die Generation nicht ausstirbt, so kann man immer wieder auf Überraschungen gefaßt sein. Während zum Beispiel die Temples, die Veiths, die Ameseders, die Pippichs überhaupt keinen künstlerischen Nachwuchs haben, geht es bei den Blaas immer weiter. Auch von einem jungen Friedländer hat man nicht gehört, daß er Invaliden male. Aber bei den Blaas geht es weiter. Die Ep— und Schattensteins dürften im Falle der Vermehrung und wenn sich auch der Genius fortsetzen sollte, an Modellen keinen Mangel haben; denn jene Venetianerinnen, die nur im Sommer am Lido sind und sonst in der Gonzagagasse, sterben auch nicht aus. Aber die Blaas konzentrieren sich. Und wenn dereinst bei überhandnehmendem Fremdenverkehr Wien seine Eigenart verlieren sollte, wens keinen Fiaker mehr gibt, kein Gspäß und kein Gschnas mehr unser Heim schmückt und die Frage des Wiener Männergesangsvereins an durchreisende Potentaten: »Därf is Diandl lieben?« definitiv abschlägig beschieden sein wird, wenn statt dessen ein Chor von Wagentürlaufmachern »Aus iis!« brüllt, die Kremser und Bremser unserer Lebensfreude versagt haben und alles endlich drunter und drüber geht, nachdem es lange genug drüber und drunter gegangen ist — dann sitzt noch irgendwo im vierten Stock ein Blaas und malt eine Venetianerin, die der kunstsinnige Dobner v. Dobenau so zum Sprechen ähnlich findet, daß er sie Herrn Reimers nebst einer Pulle zum achtzigsten Geburtstag unter der Devise: »Früh übt sich, was ein Meister werden will« verehrt.

* * *

EIN GERÄUSCH

» ... Es Ist notwendig, daß das einmal gesagt werde, gerade heute gesagt werde, wo der Mangel an Kunstverständnis durch ein gedankenloses Nachplappern von zeitgemäßen Schlagworten maskiert wird und dem dummen Aburteilen über ganze Kunstepochen ein ebenso unsinniges hero—worshipping auf der anderen Seite gegenübersteht, demzufolge alles, auch das Mißlungenste, unbedingt als Meisterwerk zu gelten hat, wenn es den Namen jener Künstler trägt, die gegenwärtig an der Kunstbörse hoch notieren. Im zweiten Teil »Faust« steht der Vers: »Ein großer Kahn ist im Begriffe, auf dem Kanale hier zu sein.« Wer diesen Vers gut findet, dem dürfen auch die Delacroixschen »Faust«—Bilder gefallen. Nur darf er nicht präntendieren, als Kenner von Malerei oder Poesie behandelt zu werden ... «

Aber lieber Seligmann Sie sind ja ein ganz gescheuter Mensch, Karpath reicht Ihnen nicht das Wasser, und wahrscheinlich gibt es in Wien keinen Advokaten, der Ihnen in puncto Delacroix die Schuhriemen lösen könnte. (Eigentlich hätte ich sagen sollen, daß Karpath Ihnen nicht die Schuhriemen reichen kann.) Aber sagen Sie mir bittsie was haben Sie gegen Goethe? Warum interessieren Sie sich für Dinge, die Paul Goldmann angehen, der ja auch ein sehr tüchtiger Mensch ist und vor allem ein gewissenhafter Mensch, schlag elf Spalten schreibt er, eher gönnt er sich nicht Ruh. Daß Goethe gegenwärtig an der Kunstbörse hoch notiert, ist ja wahr. Auch wenn Ihr Chef durch falsche Nachrichten nichts dazu getan hat. Aber Sie können getrost, auf meine Ver-

antwortung, auch den Vers: »Ein großer Kahn ist im Begriffe, auf dem Kanale hier zu sein« kaufen. Es wird Ihr Schade nicht sein. Ich weiß ja, Ihrereiner hat diese Zeile, die mit wunderwirkender Kraft Ihre triviale Sprache der Anschauung nähert, so daß der große Kahn am Ende des Satzes wirklich hier ist, nicht so gern wie ein anderes optisches Erlebnis, nämlich das mit dem kleinen Kohn, der nicht mehr hier ist. Wir wollen einander nicht belügen, lieber Seligmann, so ist es und Sie haben eine Verteidigung des Verses einmal in derselben Fackel gefunden, der Sie kürzlich einen Aphorismus entnahmen, und sind deshalb verärgert und wollen beweisen, daß nicht alles, was in der Fackel steht, glänzt. Sie rächen sich: Sie machen mich lächerlich, Seligmann, indem Sie mich zwingen, Goethe gegen Sie in Schutz zu nehmen! Ich habe mich auf die Art schon mit dem Harden blamiert. Und dennoch muß ich sagen: »Über allen Wipfeln« geht den Flachköpfen ein, nicht weil es ein Meisterwerk ist, sondern weil das Vorstellungsmaterial zufällig »schön« ist. Der große Kahn aber führt keine blinden Passagiere der Kunst mit. Darum ärgern sich alle. Kein kritischer Schulmeister, der nicht eines Nachts wütend erwachte und auf Goethe böse wäre, weil ihm im Traume der große Kahn im Begriffe erschienen war. Vor einiger Zeit habe ich, wie gesagt, den Harden, der ja gegen die Lyrik seine Advokaten ins Treffen schickt, bei dieser Anwandlung ertappt. Ihnen liegt sie auch sehr, und umsomehr, als Sie sie schon in der Fackel stigmatisiert gefunden haben; da kommen Sie sich gleich als Märtyrer vor, Seligmann, sie sind ein sehr gescheuter Mensch, aber wenn ich von Flachköpfen spreche, müssen Sie es nicht immer auf sich beziehen und das wiederholen, was ich getadelt habe, damit es sich nur ja auf Sie beziehe, Seligmann. Ich habe Sie eine Schnarre des gesunden Menschenverstandes genannt. Aber die gute Gesellschaft, die sich nach Ihrem Geräusch richtet, soll doch nicht sagen, daß Sie mein Spielzeug sind, lieber Seligmann.

* * *

EIN DICHTER SPRICHT

»Hier in Graz, wo ich nach altmodischer Poetenart zwischen grünen Wäldern und *beim Getön der Vögel* über mein viertes Drama *nachsinn*, erreicht mich die Nachricht, daß das Berliner Obergericht sich zu seinem eigenen Bezirksausschuß in Gegensatz gestellt und als letzte Instanz das Verbot meines schicksalsreichen Stückes »Korallenkettlin« bestätigt hat.

... Mein Drama sucht mit *unerbittlicher Folgerichtigkeit* zu zeigen, daß ein Mädchen, das sich *einmal, und sei es aus Unkenntnis, dem Laster in die Arme warf, nie wieder glücklich werden kann, sondern an innerem Zwiespalt zugrunde gehen muß*. Diese These erscheint mir heute — sieben Jahre, nachdem ich »Korallenkettlin« geschrieben — zu herb und streng, vielleicht lebensfremd. Von laxer Moralauffassung zeugt sie *gewiß nicht* ...

Oder fürchtetet ihr, *weise und gestrenge Richter*, das in den diskreten Farben einer entfernten Zeit im ersten Akt meines Stückes auftauchende Bild der Prostitution?

... *Litte ich an einem ungefestigten Charakter* oder säße (statt daß ich mich eines sehr kärglichen und hinschwindenden Wohlstandes noch erfreue) die peitschende Not hinter mir — *wie leicht könnte es geschehen*, daß ich, durch diese eine schlimme Erfahrung gewitzigt, das Opfer meiner Überzeugung brächte und in Zukunft

mich nur in Werken betätigte, die die bestehende Ordnung der Dinge preisen und im seichten Gewässer des die gute Gesellschaft erfreuenden Plänkelspiels der Liebe *plätschern!*

Jedoch in diesem einen Punkt können die Herren von Preußens oberstem Gerichtshof ihr Gewissen beruhigen: sie haben *den Dichter* und *den aufrechten Menschen in mir nicht getötet*. Ich werde weiter kämpfen, nicht für dieses eine Stück, das für mich abgetan ist, sondern mit meinen künftigen Dramen. Ich werde den *Kampf* weiter führen, *gestützt auf das Vertrauen*, daß es noch eine Macht gibt, die auch über den preußischen Bevormundungsapparat den Sieg davontragen muß und wird: die Macht des geschlossenen Areopags *der deutschen öffentlichen Meinung*.

Soweit Herr Franz Dülberg im Berliner Tageblatt. Doll! Das sind ja tüchtje Hiebe gegen die Banausen, die Drückeberger, die Schlappschwänze. Aber wenn die Zensur inzwischen abgeschafft wäre, müßte sie daraufhin sofort wieder eingeführt werden.

* * *

IN EHRERBIETUNG

hat Frank Wedekind der Wiener Presse gedankt. Das macht nichts, ihm schadt's nicht und ihr nutzt's nicht. Sollte aber doch etwas Ehre haften geblieben sein, weil semper aliquid haeret — so bin ich ja doch auch da, und ich werd's schon wieder wegbringen.

* * *

ALLGEMEINE ERWARTUNG

... mit dieser ironischen Perspektive schließt die Komödie, in der sich trotz mancher Geschmacksentgleisung eine feine Lustspielbegabung verheißungsvoll offenbart. Sternheim geht auf die Wurzeln des Lustspiels zurück, die in früheren Jahrhunderten ruhen ... Die Komödie enthält in allen ihren Windungen sehr viel Geist; hätte sie außerdem Herz, was sie leider nicht hat, so wäre sie ein reizendes Lustspiel. Aber auch so wie sie ist, liegt sie auf dem Wege zum guten Lustspiel, das Sternheim vielleicht noch eines Tages schreiben wird.

Und Schnitzler, der uns bekanntlich vielleicht noch einmal das Lustspiel schenkt und von dem man es erwartet, ist gar nichts? Und Auernheimer, der es von ihm erwartet, und von dem man es auch erwartet, erwartet es von Sternheim? Von wem erwartet es Sternheim? Nun, es ist jedenfalls viel enttäuschungsloser und sicherer, wenn die Herren, anstatt uns das Lustspiel zu schenken, es erwarten.

* * *

DER BEKANNTE EROTIKER

... und Herr Blei. Der zuletzt Genannte ist kein zünftiger Schauspieler, sondern der bekannte, in Damenkreisen sehr geschätzte

Schriftsteller, der den Frauen gerne sagt, was sie gerne hören wollen.

Gemeint ist jener Blei, der in Herrn Sternheims Hose die Hauptrolle spielt. Herr Blei gibt selbstredend einen erotischen Denker, sein Partner ist ein Friseur. In Damenkreisen sehr geschätzt sein — : ob das so bald einem Friseur gelingt wie einem Denker?

* * *

DIE PRIORITÄT

»'Josephine' von Hermann Bahr. Als er dies Stück vor zirka fünfzehn Jahren vor das Publikum brachte, schrieb er unter den Titel, vorsichtig, behutsam und gleichsam entschuldigend: 'ein Spiel in vier Akten'. So steht auch heute noch auf dem Theaterzettel. Nur ein Spiel. Es ist aber, beiläufig gesagt, die erste moderne Komödie, die in Deutschland geschrieben wurde. Historische Gestalten wirklich menschlich angeschaut. Hervorgeholt aus ihrer Drapierung, entblößt von allem Pathos und von schulmeisterlicher Betrachtungsschablone. Der junge Bonaparte, rasend verliebt in Josephine. Halb toll vor Eifersucht. Außer sich vor Ungeduld, wenn sich auf den italienischen Schlachtfeldern der Pariser Kurier verspätet. Und wenn er gar noch keinen Brief von Josephine bringt, dann wird Bonaparte wild und dann muß es der arme Feind büßen' ... Lange vor Bernhard Shaw, oder doch ohne ihn hat Hermann Bahr diese freie, anmutige und humorvolle Komödie geschaffen, hat die Operette gezeigt, die in den Anfängen der Napoleonzeit steckt ... «

Ja, er war der erste. Herr Salten hat recht. Er hat zuerst erkannt, daß in der Generation das Bedürfnis steckt, endlich von kompetenter Seite bestätigt zu hören, daß auch die Könige irgendwohin ha ha — zu Fuß gehen. Die Erwachsenen wollen das hören, damit sie wieder wie die Buben sind. Die Buben sind anders. Sie glauben noch, daß sich die Könige mit dem Zepter zu Bett legen, das ist eine bessere Ansicht, aber wie schnell sind sie heute erwachsen und wollen die Büberei! Die Operette, die in der Historie steckt, hat zwar ein anderer vor Herrn Bahr erkannt, Offenbach, den aber wohl eine tiefere Lust trieb und der bei der Reduzierung der Löwen nicht dem Wunsche der Schweine nach Erhöhung entgegenkam. Herr Bahr hat ferner auch seinen Shaw schon gekannt und verstanden, ehe er daran ging, die Weltgeschichte auf die Geilheit Napoleons zurückzuführen. Aber wer wollte hier streng sein und einem Geburtstagskind Ehren versagen, die ihm unter allen Umständen gebühren? Jedem einzelnen Scherzbold der Psychologie, jedem, der Bismarck ein Haarmittel empfiehlt, Homer auf Bettnässe untersucht, jeder Heldenlaus, jedem Psychoanalytiker räume ich den Anspruch ein, in seinem Fach der erste zu sein und der beste.

* * *

EIN FALSCHER PROPHET

MEIN TENNISTURNIER

Mein Akt verfettete von Tag zu Tag. Mehr und mehr. Schon bildeten sich Wülste unter meinen Augen, und mein Gesicht bekam jene widerwärtige Rundlichkeit, die allen Bekannten entgegenschrie: »Seht her, der Mann ist zufrieden, der hat seine *Knödel* im Topfe und seine *Krüge* im *Bauch*.« Nun hasse ich aber Knödel, und Bier darf schon gar nicht in meiner Nähe fließen. Und überhaupt, wie komme ich dazu, dick zu werden und zufrieden zu sein? So sprach ich zu mir selber und müllerte heftiger denn je. Auch strich ich erbarmungslos die Kohlenhydrate von meiner Speisekarte. Und ging täglich dreimal um den Ring. Im Schnellschritt. Und liebte. Und trank bitteren Tee. Und liebte noch einmal. Aber es half nichts. Meine Garderobe begann Querfalten zu werfen und meine einst gewölbte Brust mit der smarten Einsattelung in der Magengegend ging erbarmungslos in jenen Brustbauch über, den ich zwar an höheren Standespersonen nicht missen, an mir aber vermeiden will. Was tun um Gottes willen? Resignieren? Nimmermehr. Man ist nicht umsonst *erbarmungsloser Bispötker* der allzu barocken Wiener Linie und soll jetzt selber zum *dicken, schnaubenden Gespenst* werden? Nimmermehr! Eher Kalbsschilddrüsen *bis zur Paranoia*. Und vorher Dampfbaden bis zum totalen Säfteverlust. Also, *ich badete Dampf*. Täglich. Als ich aber eines sonnigen Vorfrühlingstages mit leidlichem Elan eine fahrende Elektrische *behüpfte*, machte ich eine entsetzliche Entdeckung. *Mein ventre*, von dem jähen Schock des Landens auf der Plattform erschüttert, *schwabte wie Sulz*, und mein fünfter Westenknopf *reflektierte sein Beben nach außen* und zitterte, *als ob er auf Gallert festgenäht wäre*. Dann riß er. Das gab mir den Rest. Nach dreistündigem Dampfbad vis—à—vis de rien. Ein beengter Westenknopf, der, *angeekelt von der Fülle*, die er zusammenhalten soll, sich absprengt. Pfui, ich war am Ende meiner Kraft und bereit, mir einen ordinären Bierrausch anzutrinken, um verzweifelt endgültig mit der »Linie« zu brechen. Da schickte mir Gott in letzter Stunde meinen Freund. Er heißt Prikoupil ... » ... Hast an forehand?« »O yes,« erwiderte ich mutig, »aber mein backhand ist entschieden noch besser, wenigstens vor vierzehn Jahren, *wie ich mit der seither noch immer ledigen Tochter des Stationskommandanten gesingelt hab'*, da hätt' ich um ein Haar die Meisterschaft von Groß—Iglau gewinnen können, wenn ich nicht übertrainiert gewesen wär'.« »All right!« sagte Prikoupil mit einem mitleidigen Blick, das ist ein bisschen lang her, da mußt du erst wieder in Form kommen ... *Aber vorher keine Exzesse, my dear. Lieblos* und früh schlafen gehen. Good—bye!« »Nazdar!« sagte ich und tat, wie er befohlen. *Vorerst verbot ich meiner Freundin jeglichen Umgang mit mir bis auf weiteres*. Dann kaufte ich Kwizdas Restitutionsfluid in der Dosierung für Menschen und schmierte damit alle Muskelpartien. Schlafen ging ich an diesem Tag um neun und stand am Nachmittag des nächsten mit Racket und Tennisschuhen punkt vier vor dem Trainer. Der mutete im Gesicht wie eine vertrocknete Zwetschge an, hatte lange Greifarme mit hypertrophischen Händen und empfing mich herablassend. »Sö san der neue Mister, der was in Furm kummen mecht. Was spielt der Mister für an' Schtil?« ... Herr Fisch wirbelte ein Racket durch die Luft und fragte mich mit gewinnendem Lächeln: Rough oder

smooth.« »Schmus«, sagte ich aus alter Gewohnheit ... Play for ever, ladies and gentlemen — *uns gesagt!*«

Jeremias

Welchem Beruf mag wohl der feinkomische Humorist angehören? Von der Schriftstellerei allein dürfte er kaum leben, denn es ist klar, daß so duftige Gestaltungen nur einer gelegentlichen Laune, nicht dem Zwang der Profession entwachsen können. Solche Geistigkeit läßt sich nicht kommandieren. Sollen wir also etwa annehmen, daß der Causeur nicht Schriftsteller, sondern Offizier ist? Es ist schwer, so etwas anzunehmen. Er plaudert zwar etwas von der Tochter eines Stationskommandanten. Er macht sich zwar darüber lustig, daß Offizierstöchter auch ledig bleiben können. Aber zu solch humorvoller Auffassung trauriger Dinge muß einer doch nicht selbst Offizier sein. Es handelt sich gewiß nur um die Geißelung allgemein menschlicher Schwächen und nicht um einen Einzelfall. Daß einer über ein Mädchen etwas schreibe, mit dem er einst gespielt hat, kommt zwar in der Literatur vor, aber die leiseste Berührung solcher Dinge ist nicht Sache eines Offiziers. Überhaupt ist anzunehmen, daß jemand, der nur einmal in das Reglement hineingeschaut hat, weit entfernt ist von jener ordinären Scherzhaftigkeit, die sich unter Chiffren wie Spadifankerl, Springinkerl oder Schnidibumpferl hierzulande breitmacht, ob es nun eine Feschität ist, die ein verfluchter Kerl beweist, der bei den »Weibsen« Glück, hat und auch manches von ihnen weiß, oder nur eine solche, die mehr den anderen animalischen Funktionen des Besitzers Ehre machen soll. Es ist schlechthin unmöglich, sich vorzustellen, daß ein Offizier, und wenn er auch noch so viel Humor hätte, den er nicht zurückhalten kann, leibliche Details unappetitlichster Art vor dem Publikum einer Tageszeitung ausbreiten würde. Gerade in den Tagen, da die Vertreter des schmutzigsten Handwerks, die Journalisten, sich über einen Stand erhaben fühlen, dessen letzter Komissknopf nützlicher ist als der beste Feuilletonist, möchte man gern glauben, daß solche Dinge in den Redaktionen geschrieben werden und nicht in den Kasernen und daß nur ein dummes Gerede behauptet, der Sonntagsplauderer jener 'Zeit', welche die größte Chuzpe vor dem Feind, dem Militarismus, beweist, sei im Nebenamt Offizier. Es kann schon deshalb nicht wahr sein, weil das Gesetz, das den Offizieren die Mitarbeit an der Presse verbietet, unmöglich als die Erlaubnis zur anonymen Mitarbeit an der Presse interpretiert werden kann. Gegen die frechen Behauptungen, daß ein fachlich tuender Zeitungsartikel »von einem k. u. k. Offizier« oder »von einem hohen Generalstäbler« herrührt, ist die Armee wehrlos, da der Staatsanwalt sie zu schützen nicht den Mut hat. Aber das Gerücht, daß ein gewisser Klosett-humor, der seit etlichen Jahren von einem militärisch kolorierten Witzblatt über die Monarchie weht, militärischen Ursprungs sei, wird in Offizierskreisen mit Zorn und Ekel abgewiesen. Und, Beweise liegen vor, mit umso größerem Eifer, als die neuösterreichische Antikultur — deren Gspassigkeit hundertmal peinlicher und talentloser ist als die der Künstlerhausepoche und die sich schon in der tierischen Selbstanrede dieser 'Muskete' als »Lieber Schießprügel!« beweist — mit patriotischen Wiedergeburten sich brüstet und die Pseudonymität unzufriedener Diurnisten mit jungmännischer Draufgängerei flunkert. Die Offiziere sind mit Recht der Meinung, daß diesem Tatendrang, der zu seiner 400. Nummer das Maul so voll genommen hat wie sonst nur den Bauch, jene ehrliche Feigheit, die offiziell für ihre Unterlassungen einsteht, vorzuziehen sei, und verachten das Ansinnen, daß sie mit diesem von schlechten Zeichnern unterstützten Treiben irgendwie sympathisieren sollten, als eine vergebliche Herabsetzung ihrer Standesehre. Die Offiziere, die den Fall,

daß einer der ihren, ohne geistiges Gebot, den Säbel mit der Feder vertauschen muß, als bedauerliche Ausnahme beklagen, haben immer noch die Gleichzeitigkeit militärischer und journalistischer Übung, den Dienst bei zweierlei Fahnen, wie einen Verrat an jene siebente Großmacht empfunden, die wahrlich ein schlimmerer Feind des Staates ist als der gefährlichste Nachbar. Zwischen Redaktionen und Kasernen kann es für das Gefühl dieser Kreise keine Verbindung geben und wenn ihnen schon der Begriff eines militärischen Preßbüros faßbar scheint, so sind sie doch überzeugt, daß es mehr dem Kriegsministerium unterstehe und daß dort nicht Bauchwitze, Zoten und Fußsacklscherze ihren Ursprung haben. Sie verwahren sich gegen die Möglichkeit solcher Vermischungen. Sie wollen es einfach nicht glauben. Und wenn sie den Namen Jeremias hören, so glauben sie, weil sie eben glauben, noch immer, der schreibe für die Bibel, also nicht Gstanzeln, sondern nur Klagelieder, und er beweine die Zerstörung Jerusalems und stehe somit nicht in der Truppe jener, die die Zerstörung Österreichs durch Jerusalem begrinsen.

Eine Prostituierte ist ermordet worden

Journalisten führen den Leichnam zum Galgen. Nachrichten bestätigen das Todesurteil und vollstrecken es noch einmal für das peinliche Gericht der Moral. »A Hur war's!« begründen die einen, »Gegenstand!« sagen die andern, aber alle halten das, was eine angestellt hat, bevor sie ermordet wurde, für den Tatbestand. Der Raubmörder kam und verschwand, er blieb anonym wie die Sittenrichter; die Leiche hat man. Kein Fall, mit dem sich viel Ehre aufheben läßt. Daß das ethische Hochgefühl sich von so dürftigem Anlaß regen lassen muß, vermehrt nur die Schuld der Ermordeten. Aber hierzuland, wo bescheidene Verhältnisse herrschen, wo die Liebesheldinnen Zimmer vermieten müssen und in den Hotels keine Gräfinnen ermordet werden, muß man vorlieb nehmen.

Auch der Widerpart der sittlichen Autorität muß vorliebnehmen. Sieht er, wie ein Straßenmädchen tot oder lebendig der Moral genügt, zum Bürgerkrieg gegen das Geschlecht zu hetzen, so muß er in jener die beleidigte Ehre der Natur beschirmen. Nicht ob der Fall des Problems würdig sei, hat er zu prüfen, wenn die Lüge prinzipiell wird. Nicht ob sie erotische Werte trifft, an denen Künstler sich entzünden, oder nur, an denen Bürger sich befriedigen können; ob sie eine Andacht oder ein Vergnügen stört. Nicht untersuchen darf er, ob die Institution — die schließlich genug leistet, wenn sie der Gesellschaft ihre nützlichsten Mitglieder stellt und dem Staat seine besten Steuerzahler — Spielraum läßt für die Persönlichkeit. Nicht Qualität ist abzuschätzen, wenn das äußere Ansehn dem Haß genügt, die Liebe zu ersticken. Der wählt sein Beispiel gleichwohl mit Bedacht. Er holt es von der Straße, weil überall sonst die Angelegenheiten der Wollust mit den Angelegenheiten der Gesellschaft so verfilzt sind, daß er, ohne anzustoßen, nicht sagen könnte, was er auf dem Herzen hat. Die Geringste ist ihm eben recht. Nur dort wo die Lüge die äußerste Freiheit mit dem äußersten Zwang gestraft hat, erfrecht sie sich der Rüge; nur unter dem Vorwand, etwas gegen die Prostitution zu sagen, traut sie sich gegen die Natur. Darum muß jeder Anlaß, der den Kannibalen der Kultur genügt, dem Unmenschenfresser willkommen sein. Auch vermag die Prostitution schon als Extrem dessen, was die gute Gesellschaft verabscheut, zu einer Debatte zu helfen, in der man die Moral beim Wort nimmt. Beim

Wort Prostitution, mit dem der männliche Geschlechtsneid eine Fähigkeit schmäh, die ihm versagt ist. Weil eine Handlung, die die Natur das andere Geschlecht ohne Verlust an Wert und Kraft vollziehen läßt, die Preisgabe der Männlichkeit bedeutet, weil hier innerhalb einer begrenzten Lust nichts ohne ethische Haftung geschieht und dort Lizenz herrscht, hat sich die Konvention, die nur ein Ausgleich der Sitte mit der Geilheit ist, zu einer schamlosen Begriffsvertauschung verstanden. Man glaubt zu schwächen und man wird geschwächt. Man stellt die Frau, der die Schöpfung den Ichdefekt versüßt hat und in der jedes Minus lustbefangen ist, unter sittliche Verantwortung, und spricht den Mann, der nur den Lustdefekt spürt und nicht den Ersatz durch Persönlichkeit, frei. Der Bürger rächt sich an der Natur, die ihm etwas vorenthalten hat, durch Verachtung und nennt das, was ihn prostituieren würde, am Weibe Prostitution. Er schmäh und sagt »Geschöpf«: er hat sich nach der Schöpfung selbstständig gemacht, er steht auf eigenen Füßen. Er hat sich Instinkte verschafft, die ihn überall dort sich abkehren lassen, wo er das Ebenbild Gottes wittert. Er selbst ist mehr, er ist die unbeglaubigte Kopie. Nimmt man dazu, daß auch Individuen, denen die geistig—sittliche Entschädigung für den Vorzug des Weibes nicht zuteil wurde und die innerhalb der physiologischen Grenzen prostituierbar sind, nicht anders über die Frauen denken, die immer im Einklang mit ihrem Gebot bleiben, so kann man ermessen, aus welchem Labyrinth des Irrsinns und aus welchen Abgründen der Verworfenheit die sittenrichterliche Entscheidung hienieden bezogen wird. Verkündet von den Bütteln der Freiheit, von den Zuschreibern der öffentlichen Meinung, den Zuhältern jener Prostituierten, an der ein Mord zur gottgefälligen Handlung wird. Von den Prostituierten des Geistes, denen ich in die Gefahr ihrer Terminologie folgen muß, durch die beiden Teilen Unrecht geschehen könnte. Sowenig, nämlich wie dem Weibe die Verfügung über Leib und Lust, so wenig sollte jenen ungehemmten Männern, die ihr Geschlecht nicht anders nutzbar machen können, die Verfügung über Geist und Sprache als »Prostitution« verübelt werden. Gleichwohl weist ein augenfälliger Unterschied auf eine höhere Berechtigung hin, das Wort von den Freudenmädchen auf Geschöpfe abzuwälzen, die öffentlich meinen, jedem fremden Wunsch zuliebe schreiben können und durch Anmut oft noch unter den Strich gesunken sind. Denn während das Wort bei den Frauen eine allgemeine und nur durch die zivilisatorischen Mächte, durch Lüge und Hysterie verratene Fähigkeit des Geschlechts verfehlt, trifft es hier eben jenen Verrat, den die zerstörenden Kräfte der Zivilisation an der männlichen Natur begehen. Vollends wird sich die Bezeichnung dann empfehlen, wenn man es den Journalisten, die zwei Wochen lang von Prostituierten sprechen, vom Gesicht ablesen kann, daß sie nur aus Anstand ein anderes Wort unterdrücken, und wenn man weiß, daß es ein hurischer Grundzug ist, das, was man selbst ist, der andern zum Vorwurf zu machen und kein ärgeres Schimpfwort zu kennen als den eigenen Beruf.

Der Raubmörder, dem also allgemein nachgetragen wird, daß er sich in schlechter Gesellschaft bewegt hat, soll dem Hotelstubenmädchen zugerufen haben: »Sie, das Frauenzimmer lassen Sie noch schlafen. Sie hat sich von innen abgesperrt. Ich komme zum Frühstück wieder!« Man weiß zwar nicht ganz sicher, ob er sich so ausgedrückt hat, aber man nimmt es gern an. Wie sollte sich denn ein Raubmörder über so eine ausdrücken? Das 'Extrablatt', das den Raubmördern einen kultivierteren Ton einräumt, weil sie eben das 'Extrablatt' gelesen haben, läßt ihn sagen: »Lassen Sie das *Fräulein* noch schlafen. Sie hat sich eingesperrt; ich komme zum *zweiten* Frühstück wieder zurück!« Aber der Redakteur läßt sich selbst umso ärger gehen und bringt vor Bild und Text, zweimal, den Titel: »Ein Frauenzimmer erdrosselt aufge-

funden. — Der Täter flüchtig.« Das ist eine Anomalie. Wenn die Mörder ihre Lebensart dem 'Extrablatt' verdanken, so darf es ihnen nicht wieder mit schlechtem Beispiel vorangehen. Es darf sie nicht dazu verleiten, eine Frau, die man in einem Hotelzimmer erdrosseln kann, darum gleich ein Frauenzimmer zu nennen. Das 'Extrablatt' interviewt sterbende Kinder, aber obgleich es darin von ermordeten Frauen im Stich gelassen wird, so verdankt es ihnen doch Aufschriften wie:

Die »Schmidt—Mizzi« und ihr Mörder. — Zimmer Nr. 18.
Das Trinkgeld. — »Ich komme zum zweiten Frühstück wieder!«
Ein fester Schlaf. — Das brennende Licht.
Ermordet! — Die polizeiliche Untersuchung.
Ohne jeden Kampf.— Ein tückischer Überfall.
Die Beute des Täters. — Zeugeneinvernahme auf dem Tatorte.
Eine Visitenkarte.
Das Opfer des Verbrechens. — Das Vermögen in der Bank.
Die Ergreiferprämie. — Die Personsbeschreibung des Täters.
Eine Bißwunde an der Hand der Ermordeten.
Die Ermordete.
Unser Bild.

Das ist doch auch etwas wert. Für andere Blätter bleibt kaum mehr etwas übrig, sie können einer Leiche, der ein anonymer Raubmörder den Schmuck geraubt hat, nur wegnehmen, was an Sensation noch da ist. Die 'Allgemeine Zeitung' zum Beispiel, die im Gegensatz zur Mizzi Schmidt nicht zeitweise von einem Offizier, sondern ständig vom Minister des Äußern ausgehalten wird, begnügt sich mit bitterer Verachtung. Sie nennt den Prostituiertenmord »das scheußlichste aller Verbrechen«, aber natürlich nicht, weil dabei eine Prostituierte *ermordet*, sondern weil eine *Prostituierte* ermordet wird. An jedem andern wärs ein gemeiner Raubmord. Würde an einem Wucherer ein Verbrechen begangen, der Stand hätte keine Perlustrierung zu fürchten. Der Mord im Hotel zeigt tiefere Gefahr: Hütet euch vor den Prostituierten! Hier hat alles Perspektive, und in den Zeiten der Wahlprostitution, da ein liberaler Wähler fünf Gulden kostet, erscheint der Nachweis, daß Mädchen nicht teurer sind, erheblich. Weil das Geld, das vom Mörder geraubt wird, von der Ermordeten »mit ihrer Schande erworben wurde«. Solches Geld soll man nicht rauben, solche Besitzerin nicht morden. Denn sie ist »eine jener traurigen Erscheinungen des großstädtischen Nachtlebens« und eines dieser »vom Schicksal enterbten und von der menschlichen Gesellschaft geächteten Wesen«, die oft »von Ekel über ihr Gewerbe geschüttelt« sein mögen, kurzum, ein Allgemeines Mädchen. Es ist interessant, daß die Allgemeine Zeitung, die freilich bei Nacht gesperrt ist und schon um 6 Uhr auf den Strich geht, von solchen Empfindungen völlig frei ist. Nie noch war sie, nie noch war aber auch eine ihrer Kolleginnen von Ekel geschüttelt, als sie sich für Geld jenen Cafétiers willfährig zeigten, die von den traurigen Erscheinungen des Nachtlebens bei Tag leben, die vom Schicksal Enterbten ausgeworfen und in den Geächteten ihre beste Stammkundschaft schätzen. Nicht einmal die 'Sonn— und Montagszeitung', die freilich die ermordete Mizzi Schmidt nicht zu den Wesen zählt, sondern bloß »eines jener Geschöpfe« nennt, »die man zur Nachtzeit in der Kärntnerstraße und ihrer Umgebung herumschwärmen sieht«. Die 'Sonn— und Montagszeitung', die gerade in dieser Frage zwischen den verschiedensten Standpunkten herumschwärmt, indem sie sich heute über die Prostitution und nächste Woche über die journalistische Entrüstung entrüstet, un-

terscheidet sich dennoch von den Prostituierten, die immer beim Herumschwärmen betroffen werden, durch ihre größere Zielbewußtheit. Denn einer Prostituierten ist noch nie nachgewiesen worden, daß sie einen Gründungsschwindler, den sie schließlich doch erhört hat, ursprünglich angreifen und sich dadurch teurer machen wollte, während in der 'Sonn— und Montagszeitung' einmal der Titel »Goldminenschwindel« über einer sympathischen Würdigung der Aktiengesellschaft »Fortuna« irrtümlich stehen geblieben ist. Der Unterschied dürfte im allgemeinen wohl darin zu suchen sein, daß Prostituierte für Geld Gunst erweisen, aber ohne Geld sich passiv verhalten, während Journalisten, die gleichfalls für Geld Gunst erweisen, sich damit zugleich auch die Ungunst abkaufen lassen, die sie ohne Geld erweisen könnten. Daß es ein Unterschied zugunsten der leiblichen Prostitution ist, liegt auf der Hand, da die Gunst der öffentlichen Mädchen nur im Privatleben dessen wirkt, dem sie erwiesen wird, und zumeist eine Wohltat für den Empfänger bleibt, während die Gunst der öffentlichen Herren eine öffentliche Angelegenheit ist und die Wohltat für den Empfänger immer zugleich auch eine Gefahr für das Publikum bedeutet. Man könnte einwenden, daß auch im andern Fall die private Wohltat zu einer öffentlichen Gefahr, zwar nicht zu einer wirtschaftlichen, jedoch zu einer sanitären werden kann. Aber dieser Einwand wäre darum unberechtigt, weil die Verbreitung einer solchen Gefahr fast nie wissentlich erfolgt und vor allem nicht durch die Prostitution, sondern durch den Geschlechtsverkehr bewirkt wird, von dem niemand behaupten wird, daß er als solcher verpönt sei, während die Journalistik nicht nur durch das Schreiben als solches, sondern auch durch die Käuflichkeit Schaden stiftet. Bedenkt man dazu, daß die Korruption sich zumeist in der Unterlassung des Schreibens betätigt, während die Prostitution nur um der Ausübung willen, nie aber um der Enthaltung willen getadelt wird, so kann kein Zweifel bestehen, welchem Betrieb vom strengsten sittlichen Standpunkt der Vorzug zu geben wäre. Darum ist der Hochmut gegen die Prostitution, zumal bei Redakteuren, die gewerbsmäßig viel mit Aktiengesellschaften verkehren, vorweg als durchsichtiges Manöver abzuweisen. Die 'Zeit', eine Solide, die gleich im Anfang ihrer Laufbahn zu einem Kohlenbaron aufs Zimmer ging und von da an unter meiner sittenpolizeilichen Kontrolle stand, schreibt einen witzigen Bericht über das Begräbnis der Marie Schmidt, die »sozusagen 'im Dienst'« gestorben sei und der darum »die Ehrlosen, die Verfemten«, »diese Dinger«, »wie eine stille Organisation der Schande«, das Geleit gegeben hätten. Es ist unbestreitbar, daß Korpsgeist und das Gefühl der Kameradschaft bei der Prostitution stärker entwickelt sind als bei der Korruption. Ein Freudenmädchen gönnt der andern neidloser eine Wurzen als eine Zeitung der andern die Annonce eines Freudenmädchens. So eine freut sich nicht, wenn die Kollegin »geblitzt« wird, wohl aber so eine, wenn der Kollegin ein Grubenhund widerfährt. Eine Solidarität der Zeitungen gibt sich nur vor der Gemeinheit, die eine der ihren begeht, zu erkennen, nicht gegenüber dem Unglück, das einer von ihnen zugestoßen ist. Wenn dereinst die 'Zeit' eingeht, so wird die Trauer der Kollegenschaft sich mit den Kundgebungen zum Fall der Marie Schmidt auch nicht annähernd vergleichen lassen. Denn während hier, wie die 'Zeit' höhnt, »die ganze Zunft von der Möglichkeit ähnlichen Schicksals bedrückt ist« wäre sie im Fall der 'Zeit' nur eine Schmutzkonkurrentin los, und auch von einer Teilnahme des Publikums wäre kaum etwas zu bemerken. Und allzu stürmisch dürfte selbst die Wehklage der Mitarbeiter eines Etablissements nicht ausarten, aus dem lange vor dem Fall Riehl herzerreißende Notschreie über Ausbeutung in die Öffentlichkeit gedrungen sind. Man sieht, Zeitungen tun in keinem Falle gut, sich irgendwie in die Vergleichsnähe eines Betriebs zu bringen, der es in allen Be-

ziehungen mit ihnen aufnehmen kann. Die traurige Verwahrlosung im Journalbetrieb, das glänzende Elend verlorener Talente, die in der Redaktion untergehen, hat in der andern Sphäre kaum ihresgleichen. Dagegen muß zugegeben werden, daß die Nutznießer beider Geschäfte die gleichen Chancen haben, vor allem dort, wo sich ihre Konkurrenz am gleichen Material betätigt. Der Liebesmarkt ist zwar nicht die ausschließliche, aber eine gewiß einträgliche Domäne der verlegerischen Tätigkeit, und es ist hier wie dort: zur Ausbeutung durch hohe Annoncenpreise, die weit mehr als die Hälfte des erzielbaren Liebesgewinns ausmachen, kommt die Mißhandlung durch die redaktionelle Moral. Die Zeitungen hassen sonst das Leben nur soweit es sich der Insertion nicht fügt. Hier aber herrscht dieselbe sittliche Entrüstung, die die Bordellwirtinnen gegen ihre Opfer aufbringen, ein Hochmut, der so tut, als ob er sich nur hinter seinem Rücken bereicherte, seinen gut entwickelten Inseratenteil auch nicht im Spiegel sehen könnte, und der die Erfüllung aller sadistischen und masochistischen Verheißungen glatt perhorresziert. Und dies, obwohl die Zeitungsleute das Handwerk ohne die Gefahr treiben, die den Kuppelrinnen droht. Der Herausgeber und der verantwortliche Redakteur, die mit ihren Namen unter dem Angebot einer energischen Dame, einen fügsamen Lustgreis auf die Promenade zu führen, eine gewisse Garantie zu geben scheinen, daß es auch gehörig geschehen wird, verleugnen auf einmal alles, sie stecken hinten die Provision ein und weiter vorn behaupten sie, der Gewinn sei ein Schandlohn und da täten sie nicht mit. Eine empfiehlt ihre Spezialität als »Miß Howart« unter »Birch 25«, eine andere sucht einen »vornehmen Faun«. Man hilft beim Vertrag, findet ihn aber unsittlich. Nach österreichischem Gesetz kann die Inserentin den Gewinn nicht einklagen, wohl aber der Verleger die Provision. Die Sorte kann nicht geblitzt werden! Vorn halten sie die Ideale hoch, hinten die Preise; vorn rechnen sie mit der Prostitution ab, hinten mit den Prostituierten. Rauher sind freilich die, die weniger Annoncen haben. Das 'Extrablatt' macht mit jenen Prostituierten, die bloß Leidtragende sind, aber noch nicht ermordet, kurzen Prozeß: »Hart und unerbittlich leuchtete die Mittagssonne hinein in diese Gesichter.« Aber sie dürfte auch den Gesichtern der 'Extrablatt'—Redakteure nicht gerade schmeicheln, sie werden sich zu rächen wissen und wenn es der Sonne vollends gelingen sollte, das Geheimnis dieses Mordes an den Tag zu bringen, so werden sie sagen, es sei der Polizei gelungen. Die Mittagssonne ist übrigens fast so streng mit den Prostituierten wie die um dieselbe Zeit erscheinende 'Mittagszeitung', die der Polizei nicht gegen den Mörder, sondern gegen die Prostituierten hilft. Wenn sie ermordet werden, haben sie es sich selber zuzuschreiben, aber sie sollen nicht in der Kärntnerstraße vor den Geschäften stehn bleiben. Die Mittagszeitung wird aber doch nicht so weit gehen zu behaupten, daß nur die Mädchen in der Kärntnerstraße, über deren Vermehrung sie sich beschwert, einem für bares Geld etwas zuliebe tun? Gewiß ist die Kärntnerstraße eine »Dirnenstraße« geworden, aber man kann doch nicht gut übersehen, daß es mit andern Gegenden der Innern Stadt nicht viel besser bestellt ist und daß beispielsweise in der Schulerstraße sich eine Administration neben die andere drängt, so daß sie bald nur als Zeitungsstraße gelten wird. Die Mittagszeitung stimmt gegen den Gassenstrich für Bordelle, in denen Drangsalierung und Ausbeutung durch eine stärkere polizeiliche Kontrolle zu verhindern wäre. Aber wer hat die Leute, die in der »Elbemühl« arbeiten, so fühllos gegen verwandtes Schicksal gemacht? »Was menschlich ist, ist eben menschlich und darf auch ausgesprochen werden«, sagen sie, um Unmenschlichkeit zu entschuldigen. Was hat jene, die sich mehr Adjektiva durch Geistesschande zugelegt haben, als alle Freudenmädchen Brillanten tragen, und für die ein Mord noch

Schmucknotizen abwirft, was hat die Nachdenklichen so gewalttätig gemacht, daß sie sich vom Ende einer Prostituierten auch den Ruin aller andern erhoffen? Nicht minder lieblich ist die *Couleur des Tout comprendre*, die etwa den Tonfall hat: »Da mag es denn wohl geschehen, daß manche strauchelt, manche fällt.« Das 'Neue Wiener Tagblatt', welches den Mantel der christlichen Nächstenliebe vom Gerstl bezogen hat, scheint zu verzeihen. Es erzählt, ein Wiener habe vor dem Plakat, das die polizeiliche Belohnung für die Ergreifung des Täters verlautbarte, ausgerufen: »Ganz recht is ihr g'scheg'n!« Vor diesem Wiener, der vom Schicksal offenbar zum Obmann der Schwurgerichtsverhandlung gegen den Mörder ausersehen ist, plädiert das Tagblatt auf mildernde Umstände für die Ermordete. Die Schandtaten, die sie vor ihrer Ermordung begangen hat, werden ja nicht geleugnet, jener Wiener wird nicht aufgefordert, unterzugehen, sondern es wird ihm nur in Erinnerung gebracht, daß die Schmidt immerhin notleidende Freundinnen unterstützt habe und dies »schwer genug wiegen sollte, um sie eines barmherzigeren Wortes würdig zu machen.« Das Neue Wiener Tagblatt spricht sich die Fähigkeit zu, »über die Dinge dieser Welt und ihre tieferen Ursachen nachzudenken und sich von Vorurteilen freizumachen«, und meint, man könne »beim Fall dieses ermordeten Mädchens leicht auf Probleme stoßen, die allerernstester Erwägung wert sind.« Eben deshalb muß es verzichten. »Hier ist nicht die Stelle«, meint es bescheiden, »an der brennende soziale Fragen, und an eine solche rührt das Schicksal der Schmidt—Mizzi, ihrer Lösung entgegengebracht werden können.« Und nichts wäre wahrer. Denn hier ist nur die Stelle, von der der Ruhm des gigantischen Kaffeesieders, der immer erst ab zwei Uhr nachts die Schmidt—Mizzi hineinläßt, in die Welt getragen wird. Hier ist die Stelle, wo einem freizügigen Gewerbe die Kasernierung der Prostitution im Inseratenteil vorgezogen wird. Hier ist die Stelle, wo man sterblich ist, aber auch ehrlich genug, einzusehen, daß man nicht wie die andern Zeitungen »Haltet die Prostituierte!« rufen darf. Denn man wünscht nichts sehnlicher, als daß die Prostituierten »Haltet das Tagblatt!« rufen. Man ist interessiert, ohne gerade dem Neid des 'Neuen Wiener Journals' zu verfallen, das der Mizzi Schmidt ihre Einkünfte vorrechnet, wie einer, die bis zu ihrer Ermordung ausgesorgt hat. Man ist objektiv, ohne die vornehme Zurückhaltung der 'Neuen Freien Presse' mitzumachen, die sich für eine »Mondaine« hält, nicht von der Straße lebt und ihre Spalte nicht jedem hergelaufenen Ereignis öffnet, une dame sévère et impérieuse, die dem Staat imponiert, von mir aber ihre Kopfstücke bekommt. Was freilich das Deutsche Volksblatt, anlangt, so steht die Sache wesentlich anders. Es ist deutsch—christlich und infolgedessen von Natur leicht geneigt, gegen das Laster intolerant zu sein. Ernst kann das 'Deutsche Volksblatt' den Fall einer erdrosselten Prostituierten jedenfalls nicht nehmen: es lacht nicht gerade, aber es hat genug feine Ironie zur Verfügung, um sie in solchem Fall zu verwenden. »Das Opfer«, schreibt es, »ist eines jener 'Dämchen', die des nachts die Kärntnerstraße auf und ab promenieren, um Herrenbekanntschaften zu machen. Der Schauplatz der Tat ist eines jener Hotels, die *Liebepärchen* Unterschlupf zu geben pflegen«. Man dürfte nicht fehlgehen, wenn man behauptet, daß hier die Seele eines schlecht gepflegten Vollbartes spricht, in dem noch beim Anblick einer Toten Raum für ein dreckiges Lächeln bleibt. Jene Seele, die sich auf Nächstenliebe versteht und die auf der Leitmeritzer Geschwornenbank heiter wurde, als man ihr zumutete, die Menschen gegen die Mörder zu schützen. Jene treudeutsche Seele, die auf arischem Bewußtsein sitzt und wenn sie auch einmal ein Verlangen hat, ein Verlangen, das nur Ziel, nicht Richtung kennt, ein Verlangen, das nur sie zum Tier macht und nicht das Objekt, und wenn sie es befriedigt hat und wenn sie

selbst einen Augenblick der Ekstase in ihrer Erinnerung bewahrte, dennoch unfehlbar für das Erlebnis das Wort »benutzen« benutzen wird. Eine Redaktion, der noch nie einer, der sie benutzte, einen Augenblick der Ekstase verdankt hat, die kaum die Notdurft ordentlich befriedigt, eine Schriftleitung ohne Wasserspülung, muß so fühlen und sprechen. Sie hat ja, schon ehe ein Mörder ihr recht gab, grad am Tag vorher, sich über die Prostituierten entrüstet und sie »die am tiefsten *gesunkensten* Geschlechtsgenossinnen« genannt, nicht ohne zuzugeben, daß die anständigen Frauen ihnen heftig Konkurrenz machen. Was nur so eine für Wäsche am Leichnam hat! Die Leut' leben! Aber dort, wo das Leben nur ein Lebenswandel war und wo der Tod nur ein Vorleben abschließt, soll man sich gar nicht echauffieren. Lassen wir das Frauenzimmer schlafen. Sie hat sich selbst abgesperrt. Wir kommen zum zweiten Frühstück wieder.

Wie steht's Herr Nachbar mit der Sinnenlust? Wir wollen uns nichts vormachen. Die Statuten des Vereines Menschheit, wonach das am meisten verachtet werden muß, was man am meisten begehrt, hat die Natur nicht genehmigt. Wie? Das einzige Bedürfnis, dessen Erfüllung nicht wie Essen, Verdauung und Schlaf nur der Gewohnheit schmeckt, sondern der immer festlichen Stunde, dankt jenen nicht, die sich ihm opfern, sondern schmählt sie? Wie, eine Welt, die für Geld alles tut und nur für Geld und auch was sie nicht kann und auch das Schlechte, verpönt den Tausch von Geld und jener Gabe, durch die das Weib erst die ihm zukommende Sittlichkeit beweist? Ich weiß nicht, wie das zugeht. Aber das weiß ich, daß die ärmlichste Masseuse, deren Geld der Zeitungsverleger nicht verachtet, die letzte Handlangerin der Lust, und bliebe ihr Gesicht im Dunkel und wäre sie mißgestaltet, und kehrst du ihr den Rücken — nur dafür, daß sie ihn betasten kann, deinem Glück und Geist näher steht als die Leistung sämtlicher Journale, Kollegien und aller sonstigen Einrichtungen im Staat, die Wohltat und Fortschritt dir besorgen und deren Dasein schon, nicht deren Leistung, dich aufhält und betrügt, verarmt und schwächt. Kitzeln der Haut dient dem Geist besser als Monismus. Ehrenwort! Ihr alle aber lügt ja nur und peitscht für eure Lüge die, deren Leib noch wenigstens die Wahrheit sagt. Der Geist wehrt sich nicht gegen den Sinnengenuss und erliegt ihm nicht; er weiß und bewahrt den Zusammenhang alles Elementaren. Aber alle Mittelmäßigkeit wehrt sich gegen Geist und Natur, alle bärtige Bildung, die über dem Leben hängt schwarz wie ein Haarsack, wie die Sonne beim Weltuntergang.

Nehmt euch in acht vor euch! Es ist ja alles Lüge, was ihr treibt; wahr seid ihr nur im Bett. Weil aber eure Wahrheit euren Weibern nicht genügt, so lügt ihr. Ihr lügt, ihr speit sie an, ihr treibt sie auf die Straße, damit ihr vor ihnen die gute Stube voraushabt, in der eure Ehrbaren modern. Denn auch ihnen, den einmal nur fürs Leben Prostituierten, den euch allein und stets nur einmal Prostituierten, genügt die Ehre nicht. Sie möchten auf die Straße und ihr macht aus Wut die draußen nur noch schlechter. Ihr seid zu feig, die draußen und die drin gleich auf der Stelle zu ermorden. Mir wollt ihr eure Ehre vormachen? Eure Stimmen kenne ich, eure Kehlköpfe habe ich nachts auf meinem Schreibtisch und drossle sie, weil sie den einzigen Wohllaut, den Gott erschaffen hat, erdrosselt haben. Seit euch im Hals der Adamsapfel steckt, schiebt ihr es auf das Weib. Nun lügt weiter. Lacht, Kehlköpfe krächzt, Kahlköpfe quiekt gröhlt flucht, Kohlköpfe! Weiter! Erkennt, daß nur die Weiber nackend seien, schämt euch für sie und nicht für euch. Glaubte weiter, ein Kondukt von Prostituierten sei weniger wert die Ehre zu erweisen, die ihr die letzte nennt und die die erste ist, die Menschlichkeit, seit der Geburt entstellt zur

Bürgerfratze, seitdem sie lebt der Menschlichkeit erweist. Glaubt, daß ein Zeitungs— und Regierungsrat, der auf den Tod von reichen Juden lauert, um von den Partezetteln Zins zu nehmen, Gott mehr gefällt als eine Hur, die ihm nichts zu verdienen gab, als sie gestorben war.

Das Opfer der bestialischen Tat ist eines jener Mädchen, die ihren Leib auf der Straße feilbieten, eine jener traurigen Erscheinungen des großstädtischen Nachtlebens, denen die Straße ihren Erwerb bietet ... Diese vom Schicksal enterbten und von der menschlichen Gesellschaft geächteten Wesen sind derartigen Gefahren mehr als andere ausgesetzt. Ihr Gewerbe bringt es mit sich, daß sie sich mit fremden Männern einlassen müssen, ohne lang nach dem Woher und Wohin zu fragen ... Manch eine, die auf irgendeine Weise auf diesen traurigen Weg geraten ist ... mag von Ekel über ihr Gewerbe geschüttelt sein und muß doch freundlich lächeln, und auf der Bahn des Lasters weiterschreiten, weil ihr die Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft versagt ist ... Das Geld, das sie mit ihrer Schande erworben hatte, trieb einen Mann zu dem furchtbaren Verbrechen, dem scheußlichsten aller Verbrechen, dem Prostituiertenmord.

Marie Schmidt war, wie uns mitgeteilt wird, bei aller Sparsamkeit gern wohlthätig und unterstützte häufig in Not geratene Freundinnen. Dabei trachtete sie zu vermeiden, daß die Beschenkten erfahren, wer die Spenderin war. Als Marie Schmidt vor einem Jahre erfuhr, daß eine ihrer Freundinnen in Not geraten und der Unterstandslosigkeit preisgegeben war, lud sie die Freundin ein, bei ihr zu wohnen und zu essen. Um bei der Freundin aber nicht das drückende Gefühl des erhaltenen Almosens aufkommen zu lassen, kleidete sie die Einladung in die Form, daß sie die Freundin als Gesellschafterin engagierte, da sie sich allein in ihrer Wohnung langweile. Tatsächlich behielt sie damals ihre notleidende Freundin einige Wochen bei sich.

Wie ist es möglich denn, daß Druckerschwärze nicht mit der Meinung selbst die Farbe wechselt und den Benutzern zeigt, wie man errödet? Wie ist es möglich nur, daß Jud und Christ sich immer so in den Vokabeln irren, nicht dort die Schmach zu finden, wo sie stehn, und immer dort nur, wo ihr letzter Auswurf die letzte Spur von Menschlichkeit begräbt! Man zuckt die Achseln. Jeder Meinungsschlampen, der auf sich hält, muß da die Achseln zucken.

Denn wenn sich die Wesen und die Geschöpfe, diese Dinger, die in den Redaktionen sitzen, vor der Leiche eines Freudenmädchens nicht Mut machen, bei Gott, sie würden vielleicht eines Nachts von Ekel geschüttelt, vom Schicksal enterbt und dann auch endlich von der Gesellschaft geächtet werden!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.